Biogr. C.
240 f

# Die Mitwelt,

oder

Biographien denkwürdiger Personen und historische Gemälde der neuern Zeit,

geschildert und herausgegeben

von

**Carl Nicolai**

in Verbindung mit mehreren Gelehrten.

---

Eine Quartalschrift.

---

Erstes Heft.

---

Arnstadt,
in der Hildebrand'schen Buchhandlung 1819.

117 H

Biogr. coll.
240 f.
REGIA
MONACENSIS

Von dieser Quartal-Schrift, von der das erste Heft an alle solide Buchhandlungen Deutschlands versandt worden, erscheint das zweite Heft zu Michaelis d. J., das dritte zu Neujahr 1820 und das letzte Heft zu Ostern 1820. Der Jahrgang derselben kostet 3 Thlr. 8 gl., wofür sie in sämmtlichen Buchhandlungen zu haben ist.

Auch sind die beiden erstern Nummern dieses Hefts, um ihnen mehr Gemeinnützigkeit zu verschaffen, unter den Titeln:

Magdeburg bis zu den Jahren 1813 und 1814, ein historisches Gemälde, Preis 8 gl. und

Ernst der zweite, Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg, Preis 8 gl.

besonders abgedruckt, und an sämmtliche Buchhandlungen versandt worden.

Arnstadt, im Juni 1819.

P. Hildebrand.

---


## Verlags-Artikel der Hildebrand'schen Buchhandlung in Arnstadt.

### I. Wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen.

Bansback, über den einzigen richtigen Gesichtspunkt der Vertragslehre, 8. 1805. 8 gr.

Becker, Geschichte meiner Gefangenschaft in Paderborn, 8. 1799. 4 gr.

Berg, Epikritik der Philosophie. 8. 1805. 1 thl. 12 gr.

Betrachtungen über den Clerical- und Mönchsgeist im 19ten Jahrhundert mit besonderer Rücksicht auf die Ehelosigkeit der Geistlichkeit im katholischen Deutschlande, mit einem Kupfer. 8. 1804. 1 thl.

Biel, Anleitung wie Kindern die Erlernung der 10 Gebote nützlich und anwendbar gemacht werden kann, 8. 1802. 4 gr.

Desselb. Anweisung zur Kenntniß des Menschen, besonders der Kräfte der menschlichen Seele als Vorbereitung auf den Unterricht in der Religion für Stadt- und Landschulen bearbeitet. 8. 1801. 4 gr.

# Die
# Mitwelt,

oder

## Biographien denkwürdiger Personen und historische Gemälde der neuern Zeit,

geschildert und herausgegeben

von

**Carl Nicolai**

in Verbindung mit mehrern Gelehrten.

---

Eine Quartalschrift.

---

Erster Band.

---

Arnstadt,
in der Hildebrand'schen Buchhandlung 1819.

[illegible] Hefte einen Band bilden, so ist dieser Titel de[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorrede
## des Herausgebers.

Das „Magazin der Biographien denkwürdiger Personen der neuern und neuesten Zeit", welches der Redakteur dieses bei Gottfried Basse (Quedlinburg und Leipzig) bis zu dem eilften Heft herausgab, hat mitunter vielen Beifall gefunden, besonders die erstern Hefte, wo es ihm weder an Stoff für Beschauung der merkwürdigen Geschichten einer großen Entwickelungsperiode, noch an Laune und Begeisterung für die Gegenstände selbst, welche ihre Rollen groß im Großen durchführten, fehlen mogte. Von der weitern Redaktion sagte er sich los, weil für die Zeiten der Ruhe, welcher wir uns erfreun, sein Plan bei Bearbeitung

dieses für die Zeitgeschichte gewiß nicht ganz unwichtigen Werkes durch die Ansichten des Herrn Verlegers gestört wurde, und er desfalls mit ihm nicht in Einverständniß kommen konnte. Er, nemlich der Herr Verleger, hat es selbst übernommen, desfalls in öffentlichen Blättern bekannt zn machen, daß ein anderer die Redaktion zu übernehmen die Güte gehabt habe, und daher hatte der erste Redakteur es nicht nöthig, seinen literarischen Freunden das Zurückziehn seiner von diesem Unternehmen anzuzeigen.

Das Unternehmen selbst konnte er aber unmöglich, wie es in seiner Idee sich entwickelt hatte, nemlich Begleiter und stiller Beobachter, forschender Sonderer der Zeitgeschichte zu seyn, liegen lassen. Um so weniger war dies thunlich, da er mit Materialien aller Art, was er öffentlich hierdurch dankbar erkennt, Stoff in Masse vorhanden hatte, der Mitwelt aus der Mitwelt das zu liefern, was historisch auch der Nachwelt bemerkenswerth seyn muß. — Bei diesem neuen Magazin der Biogrophien hat er den Plan der von ihm früherhin re-

digirten Zeitschrift theils erweitert, theils beengt. Beengt ist der Plan nemlich dadurch, daß er diese Zeitschrift als eine Quartalschrift festgestellt hat, von welcher regelmäßig zu Johannis, Michaelis, Neujahr und Ostern ein Heft von zwölf Bogen erscheint. — Erweitert hat er die innere Oekonomie des Ganzen theils dadurch, daß historische Gemälde der gefahrvollen Lagen und Stellungen einzelner Städte und ganzer Länder darin mit den einzelnen merkwürdigen Zügen und Geschichten des gefahrvollen Augenblicks darin aufgenommen werden; theils auch dadurch, daß er sich nicht darauf bezwängt, nur drei Biographien in einem Heft sehn zu wollen. Ueber manche denkwürdige Person läßt sich oft nur weniges sagen, wenn der historische Styl nicht zerrend und schleppend werden soll. Eben so wird er in dieser Gallerie historischer Gemälde, Zeitgeschichten und Zeitgenossen sich nicht darauf beschränken, nur bereits hinübergegangene merkwürdige Menschen aufzuführen, sondern auch mitunter von solchen reden, welche noch leben und Aufsehn erre-

gen, jedoch aber auch nur von denen, welche die ganze Entwickelungsperiode ihrer Thatkraft bereits vollendet, und nur noch an den Resten des Naturlebens oder auch des politischen, des Staatslebens, zu zehren scheinen. Es wird auf diese Quartalschrift aller möglicher Fleiß gewandt werden, und der Vorläufer derselben, das „Magazin der Biographien" 2c. hat dieses jetzige Unternehmen dem Herausgeber leichter und solid gemacht, weil rein wahre Mittheilungen ihm reichhaltig zugesandt werden, um deren Fortgang er bittet, was bei Erweiterung des Plans um so mehr noch geschehen kann.

Der neue Herr Verleger wird übrigens für die Solidität des Aeußern und möglichst billigen Preis sorgen, und zwey Hefte bilden einen Band, zu welchem jedesmal ein besonderer Titel wird ausgegeben werden.

Der Herausgeber

Carl Nicolai.

I.

# Magdeburg

bis

zu den Jahren 1813 und 1814.

(Historisches Gemälde.)

Und wenn die Hoffnung selbst den Ankergrund verliert,
So laßt uns fest an diesem Glauben halten:
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.

Wielands Oberon.

# Magdeburg
## bis zu den Jahren 1813 und 1814.

### I.

*Kurze Geschichte Magdeburgs bis zum Jahr 1806.*)*

Magdeburg, früherhin Magadaburg oder auch Maidburg genannt, am schönsten Theil des Elbstroms, wo dieser kurz vorher die Saale, und andere Gewässer aufgenommen hat, gelegen, muß sehr natürlich, eben dieser Lage wegen, ein Ort alten Ursprungs seyn. Wenn man desfalls auch die Hypothesen *mancher* Alterthumsforscher nicht für glaubhaft, oder nur für wahrscheinlich annehmen mögte, so documenti-

*) Da eine Zeitschrift rein historischen Zweckes nicht für die nächsten Umgebungen und für den Augenblick berechnet ist, so dürfte diese kurze Uebersicht der ältern Geschichte wohl nicht unbelehrend seyn.

ren doch die in und um die Stadt gefundene Antiquen die uralte Bebauung des Platzes. Die Celten sind unbestritten die ersten Urbewohner (wenigstens die ersten uns bekannt gebliebenen) dieser Gegenden. Etwa tausend Jahr nach der Noahischen Ueberschwemmung strömten sie aus dem hohen Asien herüber. Diese Nomaden theilten sich später in besondere Völkerschaften, und die Longobarden, eine Unterabtheilung der Vandalen, wohnten an dem linken Elbufer, unter anderm auch wahrscheinlich in dem höchst fruchtbaren Theil, welcher noch jetzt den Namen, die Börde führt, und die Dörfer Bardeleben und Eichenbardeleben vor Magdeburg sind ohnfehlbare Beweise des Besitzthums dieser Ansiedelungen durch die Longobarden. Vielleicht waren diese düster bewachsene Plätze damals der Aufenthalt ihrer Barden in den düstern Eichenhainen.

Sehr natürlich mußten auch schon in frühern Zeiten kriegerische Völkerschaften, welche oft von feindlichen Horden überfallen wurden, auf die Vertheidigung dieses überall wohl gelegnen Platzes Rücksicht nehmen, zumal wenn man

erwägt, daß in weitem Umkreise um diesen Feststellungspunkt, was noch jetzt der fruchtbare Eichenboden beweiset, sich die finstersten Eichenwälder befanden, vor welchen späterhin die Römer zurückwichen. So viel scheint übrigens gewiß zu seyn, daß, als Octavianus Augustus über den Rhein hinaus das römische Reich erweiterte, bis Drusus bereits 745. a. U. c. und Tiberius 7. n. Chr. Geb. bis an die Elbe vordrangen, *Magdeburg* von ihnen zu einem befestigten Punkt des Römerlagers gemacht wurde, und von hier an scheint auch die erste militärische Aufmerksamkeit von Wichtigkeit dem Ort gegeben worden zu seyn. Bald darauf im Jahr 9. n. Chr. Geb., als die Legionen des Varus aus den deutschen Eichenwäldern von Herrmann geschlagen und vernichtet wurden, gehen die nächsten Nachrichten über *Magdeburg* in der Verfinsterung der Jahrhunderte unter. Doch, dem Nationalen wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn man aus jener Periode ihm das sagt, was sich aus der frühern Zeit genau bestimmen läßt. — Viele vandalische Jahrhunderte übergehend, und eben so die nachherigen

ununterbrochnen Streitigkeiten der Fürsten und Völker gegen und unter einander, seit der Theilung der großen fränkischen Monarchie, bemerken wir nur, daß in dem zwölften Jahrhundert außer den frühern Besitznehmern den Hermunduren, Thüringer, Sachsen und Sorben-Wenden, (diese sind ältern Stammes) und dann Flammänder in diesen Gegenden sich niederließen, woher noch jetzt in den verschiedenen Dörfern verschiedene Mundart und Aussprache, verschiedene Trachten des Bauernstandes. (Die größte Originalität der Art hat sich wohl in Norddeutschland bei den Altenburger Bauern erhalten, welche fast unbedingt von den Sorben-Wenden abstammen.) Die jetzige Stadt Magdeburg gehörte damals zu dem Pagus Nordthüringo, und zwar als Hauptstadt eines bedeutenden Gau's, welcher zu Gränzen hatte 1) auf der Nordseite die Landschaft Belexheim, 2) auf der Mittagseite den Pagus Suevon, worin Halberstadt, Quedlinburg und der am Ufer der Bude gelegene Theil des jetzigen Anhalt-Bernburg sich befanden, 3) an der Morgenseite den Pagus Morassow, (nemlich einen Theil des Jerichowschen

und Ziesarschen Kreises) und 4) an der Westseite den Derlingo Pagus (den *Dremmling*) und den Hartingau, (wahrscheinlich eine Streife dessen, was jetzt der Hackel heißt.) Andere meinen, wiewohl unwahrscheinlich, daß dieser westliche Gränzzug bis an die Aller gegangen sey. Es war dies anzuführen, um die geographisch-politische Wichtigkeit der Lage des Ortes darzuthun.

Schon unter König Heinrich dem Vogelsteller oder Finkler (Henricus auceps, dem *achten* nach der *Reihe, reg. 919. gest. d. 2. Jul. 936.*) war der ersten Turniere eines, wo nicht das erste auf dem Werder vor Magdeburg. In Rüxners Turnierbuch, diesem Stammbaum des alten Adels, ist das Gefolge aufzufinden, welches bei dem Könige war, und Magdeburg für damalige Zeit gewiß sehr glänzend machte.*) — Otto I. der

*) Der *Stammbaum einer adlichen Familie* wird durch Rüxner u. a. m. noch *nicht festgestellt*. Es ist historisch richtig (Wittechind L. I. p. 639.), Heinrich zog nur in die neu erbauten Städte den neunten Mann vom Lande, und stellte mit ihnen allerhand Lustgefechte an. Diese Waffenübungen, schon bei den alten Germanen üblich (Mascov II. 98.), können dem jetzigen Adel keine Beweisthümer weiter geben, als daß ihre Familien schon zur Zeit Heinrichs I. existirten.

erste Kaiser sächsischer Linie (geb. d. 22. Nov. 912. König von Deutschland 936. von Italien 961. röm. Kaiser 962 † 973. d. 7. Mai) ist als der erste Gründer der Befestigung der dauernden Behauptung des Elbstroms durch Magdeburg anzusehn, und es ist viel darüber geschrieben werden, was er durch Magdeburgs Beschirmung schon damals that, die Elbe und die Saalmündung zu beherrschen, um das unruhige Sachsen und Thüringen im Zaum zu halten. Otto des Großen Gemahlin, Editha, welche ihn in den Feldzügen gegen die Sachsen begleitet, soll besonders viel für Magdeburgs Belebung und Emporblühen bewirkt haben. So hat z. B. von ihr nach sichern Documenten das Städtchen Wolmirstedt, zwei Meilen unter Magdeburg am Ausfluß der Ohre in die Elbe den Namen, weil sie die hochgelegene Burggegend, von welcher die Trümmer noch stehen, „wohl mir die Stätte" nannte. Otto des Ersten steinerne Bildsäule zu Pferde steht auch noch jetzt unversehrt, das abgerechnet, was der Zahn der Zeit mitnahm, auf dem alten Markt zu Magdeburg vor dem uralten Rathhause, in welchem

besonders die Decke des Rathszimmers und die Reste des Folterwesens merkwürdig zu sehen sind. — Wir übergehn die politische Stellung Magdeburgs gegen Kaiser und Reich, als es, zum Erzbißthum erhoben, in verschiedene Staatshändel verwickelt wurde, und unter mehrern seiner Bischöfe immer an Gebiet, weltlicher Macht und hierarchischem Vorrang zunahm. Die Stadt selbst, mehrere Male hart angegriffen, erholte sich doch immer bald wieder; der Rath führte eine sehr ernste Sprache, seine Würde im Reich und bei dem Kaiser zu behaupten und fest zu stellen, sorgte für bewaffnete Macht und gute Schutzherrn. Für den Handel so gut gelegen, konnte es, in enger Verbindung mit der Hanse, bald von den Störungen der Kriege und der Religionszwistigkeiten sich erholen, so daß Magdeburg zur Zeit der ausbrechenden Folgen der Kirchenreformation nach einigen 30,000 nach andern 36,000 Menschen zählte, und als eine der reichsten und blühendsten Städte Deutschlands genannt wurde.

Schon bei dem Ausbruch der ersten und der Böhmischen Unruhen zog Magdeburg den Zorn

der Katholischen auf sich. Dieser Groll wuchs, als die Stadt mit ihrem Gebiet zu dem Schmalkaldischen Bunde (1536) sich schlug, diesem Bunde nebst Halle an der Saale, wo die Moritzburg noch dominirte, Hülfstruppen gab, und als das katholische Domkapitel, der angesehensten eines in Norddeutschland, nicht nur aus der Stadt vertrieben, sondern auch das „Interim" anzunehmen verweigert wurde. Daher wurde denn auch die Stadt im Jahr 1547, nachdem Kaiser Karl der Fünfte im Jahr 1546 den Churfürst Friedrich von Sachsen und den Landgraf Philipp von Hessen, die Hauptführer des Schmalkaltischen Bundes bei Mühlberg zermalmt hatte, in die Reichsacht erklärt. Die Vollstreckung der Reichsacht war von Kaiser Karl dem neuen Churfürst von Sachsen, Moritz aufgetragen, und die Stadt ward vom 16. September 1550 bis 9. November 1551 streng bloquirt. Sie vertheidigte sich sehr gut und hartnäckig, und diese, vierzehn Monat dauernde Beharrlichkeit der Tapferkeit schützte sie vor der zuletzt doch unvermeidbaren vernichtenden Erstürmung oder einer unwürdigen Kapitulation.

Churfürst Moritz war nemlich unterdeß offenkundig zu dem Protestantismus übergegangen, vom Kaiser abgefallen, die Bündner benutzten dies Verhältniß, ihn für Magdeburgs bedrängte Lage zu stimmen, und es gelang. Der Kaiser war in andern Gegenden an den Gränzen des Reichs schwer beschäftigt, Moritz hatte also freies Spiel, und bewilligte Magdeburg eine Kapitulation, wonach die Stadt in ihren Rechten und Besitzungen bestätigt ward, selbst in ihrer Religionsfreiheit blieb, und Churfürst Moritz zog sogleich ab, ohne bedeutende Kriegsentschädigung fordern zu wollen. Auch seine Mannschaften durften nicht in die Stadt, damit sie solche nicht als erobert betrachten und sich Erpressungen erlauben mögten.

Dies war für das übrige, auf Magdeburgs Schicksal harrende protestantische Deutschland ein Signal zu allgemeinerer Regsamkeit und Kraftanstrengung. Magdeburg, nie einer freiern Unabhängigkeit sich bewußt gewesen, als jetzt, war nun ein fester Schutz und Schirm mehr des ungeheuchelten Protestantismus. Die Erzbischöfe, aus dem Hause der Hohenzollern

gewählt, gingen mit den Domkapitularen nach und nach zu dem Protestantismus über, und Churfürst Joachim Friedrich von Brandenburg erlaubte sich zuerst, als Erzbischof von Magdeburg 1570 eine Gemahlin zu nehmen. Pabst Pius V. zürnte darob, forderte aber vergebens Kaiser Maximilian II. zur Bestrafung dieses unerhörten Frevels auf. Die protestantische Parthei war dem Kaiser schon zu mächtig geworden, und das Feuer glimmte unter der Asche, den Thron der Hohenstauffen bedrohend.

Werfen wir einen Blick zurück, so hatte das Verbrennen der Böhmschen Reformatoren Johann Huß und Hieronymus von Prag zu Kostnitz (1415.) der neuen Sekte besonders in Schlesien und dem angränzenden Elbgebiet, also auch in Magdeburg, viele Anhänger neu geworben, und dazu kam, dem finstern Mönchsglauben Schranken zu setzen, die Erfindung der Buchdruckerkunst, und die deutsche Uebersetzung der Bibel, welche sich sehr in diesen Gegenden verbreitete, belehrte und aufklärte. — Die schrecklichen Religionsfehden, welche fast zwei Jahrhunderte zerstörten, um Philipp den Zweiten von Spa-

nien mit seinem Henkersknecht Alba, zum Tyrannen von Europa zu machen, übergehend, kehren wir zu der engern Umkreisung Magdeburgs zur Zeit des sogenannten dreißigjährigen Krieges zurück. Dem Unkundigen sey *es* gesagt, daß er *ein* Religionskrieg zwischen dem protestantischen und katholischen Deutschland war, oder vielmehr als solcher sich entspann, daß aber nachher die verschiedenen Mächte aus politischen und Eroberungs-Absichten daran Theil nahmen, und daß er *eigentlich* im Jahr 1616 sich entspann. Nach einer Vernichtung der schönsten Provinzen Deutschlands, nach der Zerstörung der herrlichsten Burgen, Einäscherung der offnen Ortschaften und Vernichten der eroberten festen Plätze endete er durch den Frieden von Münster und Oßnabrück, wo der Kongreß nicht *länger als* von 1645 — 1648 *dauerte, und* der erste Januar 1624 *als Normalpunkt* der herrschenden Konfession angenommen wurde. Ehe die Stadt Magdeburg zu diesem Friedenschluß ihren Deputirten, den berühmten Burgemeister Otto von Gericke, (Erfinder der Luftpumpe und vieler anderen mechanischen, besonders im Uhr-

werk bemerkenswerthen Entdeckungen) dorthin senden konnte, — denn als freie Stadt hatte sie einen Deputirten zum Kongreß zu senden — erlitt sie im Jahr 1631 ein sehr trauriges Schicksal.

Der niedersächsische Kreis hatte, als die Kriegsunruhen von Böheim ab herein gebrochen waren, sich im Jahr 1625 zu einer allgemeinen Bewaffnung für den Protestantismus oder eigentlich vielmehr gegen die versuchten Anmaßungen unbedingter Obergewalt des römischen Kaisers versammelt gehabt; unterdeß war Magdeburgs Rath behutsam genug, zu temporisiren, und hinter Wall und Mauern den Erfolg abzuwarten. Wohl hatte es daran gethan; denn Churfürst Christian Wilhelm, in Verein mit dem tapfern Graf Ernst von Mansfeld focht nutzlos gegen das katholische Heer der Liguisten, welches ein Meteor von Kriegsglück, ein Böhmischer Edelmann, Albrecht zu Friedland, späterhin unter den Namen Wallenstein, Herzog zu Friedland, bekannt, zur Freude Kaiser Ferdinands und zur großen Hoffnung der Liguisten mit dem glänzendsten Erfolg befehligte. Mag=

deburg unterstützte mit scheinbarer Unterwürfigkeit die siegreichen Waffen des Kaisers, und das Domkapitel erklärte sogar den in die Acht gebrachten Churfürst Christian Wilhelm für abgesetzt, und wählte an dessen Stelle Prinz August von Sachsen, Sohn des Churfürst Johann Georg. (25. Jan. 1628.) Das alles half aber nichts, denn das Restitutionsedikt war schon vor der Thür, wurde declarirt, und das Stift Magdeburg war das reichste, welches bei dieser Gelegenheit dem Sohn Ferdinands, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, zugewiesen wurde. Es kam nun nur noch auf die Feststellung des Besitzes für den kaiserlichen Prinz an. Der Rath verweigerte hartnäckig, und Wallenstein, der Friedländer, ließ am 12. März 1629 Magdeburg einschließen und sperrte es neun und zwanzig Wochen. Am 29. September 1629, kurz vor seinem Abgang von der kaiserlichen Armee, wo der stolze, glorreiche Wallenstein indignirt war, zogen die Kaiserlichen von Magdeburg ab. Der Rath der Stadt Magdeburg, welcher sich der eifrig protestantischen Bürgerschaft verdächtig gemacht hatte, wurde aufgelöst, und ein neuer

(1630) in dessen Stelle gesetzt, der aus Protestanten allein bestand. Magdeburg genoß jetzt einige Zeit der Ruhe, aber es war nur eine Gewitterstille. Der Kaiser ließ durch den Pabst seinen Sohn, Prinz Leopold Wilhelm, zum rechtmäßigen Erzbischof von Magdeburg einsetzen, und der kaiserliche Legat fing, das Restitutionsedikt in Ausführung zu bringen, damit an, daß er in Halle und dem Saalkreis die Huldigung erzwang (5. Mai 1630) und im Erzstift alle evangelische Stiftsherrn absetzte. Der vertriebene Administrator Christian Wilhelm flüchtete nach Magdeburg, und wurde nur mit stiller Freude empfangen; denn die Stadt fürchtete nicht ohne Grund die schwere Rache des Kaisers; der Jubel war nur prunkvoll scheinend; der Magistrat wurde mit vieler Mühe von dem Administrator (1. August 1630.) bestimmt, dem Bündniß mit dem Schwedischen Heer, welches unter Gustav Adolph in Pommern gelandet (25. Jun. 1630.), sich zu vereinigen. — Der gänzliche Abfall war nun erklärt, und der voreilige, rachedürstende Administrator eilte, das Erzstift vom Feinde zu reinigen. Es gelang ihm auch, mit schnell ge-

worbenen Truppen selbst aus Halle die Liguisten zu vertreiben; aber bald war er wieder bis unter die Wälle von Magdeburg mit dem ermüdeten Rest von 2,000 Mann zurückgeworfen. Schwedens König, dem die von dem immer mehr andrängenden Feind bedrohete Stadt jetzt Vorwürfe machte, sandte seinen Hofmarschall, den Obrist Dietrich von Falkenberg als Schiffer verkleidet in Magdeburg (19. Novbr. 1630), und die Stadt übergab ihm das Kriegskommando.

Während Falkenberg alles mögliche durch Talent, Lust und Willen, Tapferkeit nnd Menschenfreundlichkeit that, die Stadt zu ermuthigen, zu befestigen, neu zu beleben, rückte von den Kaiserlichen General Tilly, dieser Alba des Kaisers! und unter ihm Graf Pappenheim mit seinen wilden Horden bis an die Wälle von Magdeburg. Pappenheim erschien zuerst vor Magdeburg selbst (18. December 1630), als er vorher den Administrator von Neuhaldensleben ab mit großem Verlust zurück gedrängt. Tilly, Wallensteins grausamerer Nachfolger im Oberbefehl der Liguistischen Armee forderte (19. Dec. 1630) von Halberstadt aus Magdeburg auf,

jedoch nutzlos, und erschien nun im strengsten Winter mit dem Kern kaiserlicher Macht vor Magdeburg, brach aber von dort bald wieder auf, den Schwedenkönig mit seiner anschwellenden Macht in Pommern zermalmen zu wollen, dem Pappenheim einstweilen die engere Beschränkung der Stadt überlassend. Der niebesiegte Tilly wollte bald zu dem ernsthaften Angriff auf die Festung zurückkehren, und erschien auch wieder (Anfangs März 1631) mit seiner ganzen Macht vor Magdeburg. Seinen Zorn, gegen den Schwedenkönig, diesen Fabius cunctator, vergeblich den Ungestüm seiner Truppen versucht zu haben, bestimmte ihn, seine Rache an Magdeburg zu nehmen. Eine Bengalische Tigerkatze mag sich sättigen in Blut, aber Tilly und der wilde Pappenheim nicht! Jener furchtbare Mann, Tilly, rühmte sich selbst, „nie ein Weib berührt, nie einen Rausch gehabt, nie eine Schlacht verloren zu haben!“ In welche furchtbare Hände war also nicht die Belagerung der unglücklichen Stadt gegeben! Falkenberg konnte die Tillysche Macht von 30,000 Mann, welche jetzt (26. März 1631) zu wirken anfing,

von der Bestürmung der Außenwerke nicht zurückwehren, und wüthender wurden noch Tilly's Angriffe, die Belagerung, die Bestürmung der Stadt, als er erfuhr, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph Frankfurth an der Oder mit Sturm eingenommen (3. April 1631), und sich nun beeile, durch die Marken über die Elbe zu gehen, und grausame Rache an den Liguistischen Heeren zu nehmen. — Tilly griff nun die Thurmschanze, den letzten Brückenkopf am rechten Elbufer an, nahm ihn mit Sturm, und die Zollbrücke wurde von den Magdeburgern abgebrochen, das bedeutende Außenwerk dem Feinde überlassen (21. April). Tilly führte seine Truppen bei Schönebeck theilweise über die Elbe, und Magdeburg war nun vollständig im Belagerungszustande. Die Vorstädte Sudenburg und Neustadt mußten den überströmenden Kroaten, Panduren und allen wilden Regimentern der wilden Feldherrn der Liguisten preis gegeben werden; die Stadt wurde auf sich selbst beschränkt, (das Abbrennen der Sudenburg geschah am 21. April, das der Neustadt am 23. ej.) — der Stamm der Macht der Vertheidigung

war zwar eigentlich schwach, aber Falkenberg wußte Rath und Bürgerschaft zu enthusiasmiren, und die möglichsten Kräfte wurden angestrengt. Man hoffte auf einen versprochenen Entsatz durch den Schwedenkönig; dieser soll aber zu lange in Berlin oder Potsdam gezögert haben. Zwietracht und feindliche Bestechung herrschten aber im Rathe, und Falkenbergs kräftiger Kriegessinn war daher nutzlos. — Tilly forderte nun in sehr drohenden Schreiben (24. April) die Stadt zur Uebergabe auf, verweigerte aber, was die Stadt begehrte, zuvor Pässe für Abgeordnete an die Churfürsten von Brandenburg, Sachsen und die Hansestädte zu ertheilen, weil er den Schwedischen Entsatz befürchten mußte, und er schritt zum Beschießen mit grobem Geschütz. Die Liguisten standen unter den Wällen, warfen aber bei den guten innern Löschungsanstalten nutzlos Feuerkugeln hinein. Am 7. May erfuhr Tilly den Aufbruch des Vortrabs der Schwedischen Armee von Potsdam, und in derselben Nacht noch wurde das Beschießen der Stadt auf das lebendigste betrieben; besonders setzten die Pappenheimer von der Seite der

Neustadt der Festung gewaltig zu. Der Kriegsrath Tilly's, in der Neustadt versammelt, erwartete jeßt die weiße Fahne auf den Wällen zu sehen, und die Pappenheimer hatten mit ihren Sturmleitern u. s. w. schon das Glacis, die Pallisaden übersprungen, und waren Herrn des Laufgrabens. Aber sie mußten dem hartnäckigen, durch Falkenberg wohl geleiteten Widerstande mit schwerem Verlust weichen. Alles war in der Stadt unter den Waffen; an Uebergabe war nicht zu denken; Tilly knirschte vor Ingrimm. — Am folgenden Tage bat die Stadt um viertägigen Waffenstillstand; Tilly zerriß aber das Schreiben, schickte indeß doch gleich nachher eine neue Aufforderung in die Stadt, welche man bei der mißlichen Lage reiflich erwog, und es sollte am zehnten May die Bürgerschaft zusammen berufen werden. Nachricht von diesem Berathen des Senats mit der Bürgerschaft kam in das Tillysche Hauptquartier, und man befürchtete vor Zurücksendung des Trompeters keinen neuen Sturm. Die Stadt wußte, daß der Schwedische Vortrab bereits bei Zerbst und Nauen stand. — Dies

war am neunten May; fünf Centner Pulver waren nur noch vorhanden; die Kapitulation war daher immer dringender nothwendig, und die Viertel der Stadt waren in ihren Meinungen sehr getheilt. Der Rath, welcher schwankte, und am zehnten May, Morgens vier Uhr, sich wieder versammelte, wurde durch Falkenbergs kräftige, tröstende Beredsamkeit wieder ermuthigt, als eben die Nachricht von den Wächtern des Dom- und Jakobsthurms einging, daß die Kaiserlichen von allen Seiten mit großer Heeresmacht anrückten. Die Sache war nur zu gewiß. Tilly hatte in seinem Lager bei Bukau Tages vorher von neuem einen Kriegsrath versammelt gehabt; und besonders auf Anrathen eines alten Feldobristen, dessen Namen die Geschichte in Zweifel läßt, der aber an den Sturm von Mastricht erinnerte, wurde der Generalsturm für den nächsten Morgen fünf Uhr beschlossen; bei der wohlbekannten Nähe der Schwedischen Armee war kein längerer Aufschub zu geben. Dreitägige Plünderung wurde dem Soldaten versprochen, und die Gier, die reichste Stadt Norddeutschlands plündern zu dürfen,

brachte die Tapferkeit zu der höchsten Verwegenheit. Der ungestüme Pappenheim arbeitete in der verhängnißvollen, still vorübergehenden Nacht am thätigsten zur Erstürmung der Werke von der Hohen Pforte bis zum Schrotdorfer Thor. Diesen Pappenheimern verdankte auch die Liguistische Armee die Erstürmung der Stadt, denn diese waren schon nach sieben Uhr Morgens eingedrungen, und wurden von den Straßen in die Gräben durch die tapfere Mannschaft der Vertheidiger zurückgetrieben, als erst der zwar harte aber behutsame Tilly den allgemeinen Angriff beeilte. Obrist Falkenberg starb einen rühmlichen Heldentod ohnweit der Hohen Pforte, mit ihm viele tapfere Vertheidiger des Orts. Um eilf Uhr Mittags war die ganze Stadt mit allen ihren Werken im Besitz der Liguisten. Von dem Erfolg dieser Erstürmung lieset man andern Orts sehr viel; wir wollen hier nur, um einen Schattenriß dieser verhängnißvollen Tage zu geben, so viel sagen — daß die Stadt in Brand aufging, die Einwohner in den Kellern erstickten oder in das Lager geschleppt wurden, daß man Frauen mit Säuglingen an

der Brust in die Elbe warf, daß die breite Elbe von der Masse der Leichname sich stopfte, daß von 36,000 Menschen in drei Tagen kaum noch 6,000 übrig waren, daß Tilly dem wilden Pappenheim am dritten Tage der Plünderung sagte, als dieser selbst um Erbarmen bat, wo er am Sudenburger Thor die dampfenden Ruinen betrachtete, „sengt und brennt noch eine halbe Stunde, dann will ich mich besinnen!“ — und daß mehr als 1,100 Einwohner, die sich in die Domkirche geflüchtet hatten, nach drei Hungertagen kaum noch vor Tilly Gnade fanden.

Selbst die Liguisten waren über das schauderhafte Beispiel, welches Tilly an Magdeburgs Einäscherung den Protestanten gab, erschreckt und empört, und Magdeburgs Schicksal mißbilligte auch sehr der Kaiser gegen Tilly. Dieser überließ, wie man sagen kann, die Stadt nach der grausamsten aller Plünderungen ihren Ruinen, und ging dem König von Schweden, welcher bei der Nachricht von dem schreckbaren Sturm des zehnten Mayes seinen Plan des Entsatzes aufgegeben hatte, und sich mit seiner Macht nach Sachsen hinzog, die Elbe aufwärts

entgegen. Allein der niebesiegte Tilly konnte seit der Eroberung Magdeburgs keine Schlacht wieder gewinnen, und sank nachher am Lech in ruhmlosem Gefecht. So straft der Himmel die Tyrannen der Menschennatur, die unmenschlichen Menschen! — Magdeburg, als ein beuteloser Schutthaufen von dem Kaiser nun vernachlässigt, erholte sich nach seiner natürlichen Lage bald in etwas, führte wieder eine Art von Selbstständigkeit, wurde aber doch im westphälischen Frieden (1648) dem Churhause Brandenburg abgetreten, und nachdem der Administrator gestorben und alle Zwischenhändel beschwichtigt worden, im Jahr 1681 von dem Hause Brandenburg förmlich in Besitz genommen.

Die Zeiten waren ruhig, und unter dem Schirm der immer mehr anwachsenden Macht des Hauses Brandenburg wurde die Stadt auch immer mehr und mehr ein wichtiger Handlungs- und Vertheidigungsplatz. So blieb es, immer sich erweiternd und bereichernd, bis zu den Zeiten des dritten schlesischen oder siebenjährigen Krieges unter König Friedrich dem Zweiten. Der in seinen Feldzügen siegreich gewesene Mo-

narch sandte eine ungeheure Zahl von Gefangenen nach der starken Feste Magdeburg, und selbst der ganze königliche Hof ging dorthin, als die Russische Armee Berlin bedrohte. Die Schätze der Krone wurden hierhin geflüchtet. Magdeburg hatte in der mißlichsten Zeit (1760) nur zwei tausend Mann Garnisontruppen, bestehend aus Invaliden, dritten Bataillonen, und einzuexerzirenden Rekruten; zu bewachen waren 20,000 Gefangene allerhand Nationen, und zu beschützen der hierher geflüchtete Hofstaat. König Friedrich, mit seiner eignen Lage schwer beschäftigt, wollte Magdeburg seinem Schicksal überlassen, erkannte aber schnell seinen Feind, und ließ, als der Französische Feldherr Richelieu, des Namens seines großen Ahnen uneingedenk, mit 40,000 Mann bei Wanzleben (zwei Meilen von Magdeburg) stand, als schon die Kriegsgefangenen gegen die matte Besatzung tumultuirten, mit goldnen Kugeln aus der Festung schießen, und die Französische Armee zog weiter. Der große Friedrich vermied aber nachher immer persönlich diese Stadt, denn er hatte einen Unwillen auf sie geworfen, da die reichen In-

nungen in seiner größten Bedrängniß ihre Unterstützung verweigerten. —

Es verschönerte sich nachher in der langen Periode des Friedens in seinen Umgebungen nur sehr wenig, und konnte es wegen des Festungszwanges der Schußweite auch nicht. Im Innern wurde auf die Privatbauten erst mehr verwendet, als König Friedrich Wilhelm der Zweite mit seiner Bauliebe, mit seinem Verschönerungssinn dem Volke voran ging. Als Preußen durch den *Pilnitzer Traktat* (27. August 1791) an dem Kriege der Monarchen gegen die französische Republik thätigen Antheil genommen, und der Preußische König seine Armee selbst in das Feld führte, sah die Stadt von der oft großen Soldatenlast sich befreit, und wurde bald darauf durch das Einbringen französischer Gefangenen, deren Offiziere in der Stadt in den Bürgerhäusern *wohnen* durften, während die Gemeinen *einkasernirt* waren, auf eine neue, vielen Einwohnern nicht unangenehme Art beschäftigt. Viele Deutschfranzosen, welche nachher mittelbar und unmittelbar zu dem kurzen Verfall der Preußischen Monarchie beitrugen,

stammen aus jener Zeit her. Man hatte sich unter den Freiheitsstürmern Sans-coulotten in bester Form gedacht, und fand mitunter die fein gebildetsten Gesellschaftsmänner. Auch General Lafayette mit mehrern Generalen waren um diese Zeit in Magdeburg, jedoch nicht in der Stadt, sondern in der Citadelle in sehr leidlichem Gefängniß. Der Polnische Insurgenten-General Madalinsky hingegen, dem auch Magdeburg angewiesen war, durfte frei bis eine Meile um die Stadt sich bewegen, bewohnte die Domdechanei, und trug seinen Säbel. Aus vielen, mitunter sehr triftigen Gründen schloß Preußen mit der Französischen Republik einen Separatfrieden (Basel, den 5. April 1795), zog an Geld und Waffen erschöpft heim, und nun ward Magdeburg nach und nach auch der bis dahin verwahrten Kriegsgefangenen wieder los. Die Jahre von 1797 und 1798 waren vielleicht für Magdeburgs Handel die ergiebigsten, indem die ungeheuern Rheinzölle, welche Frankreich, jetzt Meister beider Rheinufer, anlegte, den Durchgangshandel an sich zu ziehen, die Elbe mit Schiffen belasteten, und Magdeburgs Kauf-

mannschaft einen reichhaltigen Gewinn durch Transito und Spedition gaben.

In diesen Zeiten fing man auch an, die Ausbesserung der Festungswerke zu berücksichtigen, und hauptsächlich waren kluge Ingenieurs dafür entschieden, sie zurückzuziehen, den Hauptwall zu erhöhen und auf ihm bessere Bastions anzulegen. Man machte damit allmählig den Anfang von Bastion Preußen an bis nahe an die Hohe Pforte, und selbst Laien können sich davon überzeugen, daß diese neue Anlage sehr wohl berechnet ist, weil man statt der nach der alten Anlage nothwendigen, vollständigen Vertheidigungsmacht von 20,000 Mann nach dieser beendeten Beschränkung der Festungswerke nur noch 9,000 Mann aktiver Truppen bedurfte, und vieles Geschütz ersparte. Dieser für den Moment freilich kostspielige Entwurf wurde nicht zur Ausführung gebracht, indem andere Gegenstände das Kabinett beschäftigten. — Preußen hatte nämlich mit dem Feldherrn Buonaparte, der sich überraschendschnell auf den Französischen Kaiserthron emporgeschwungen, und Deutschland mittelbar schon beherrschte, in gutem Verhältniß

gestanden, und stand es noch jetzt; im Jahr 1805 deklarirte aber der jetzt erbliche Kaiser von Oestreich in Verbindung mit Rußland dem Französischen Kaiser den Krieg um die weitern Eingriffe Frankreichs in Deutschland zu hemmen. Preußen temporisirte, Haugwitz, der viel bekannte Haugwitz, war Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Preußen wollte aber eine bewaffnete Neutralität beobachten, (immer eine zweydeutige Stellung, ein Gefühl der ermangelnden Stärke und der Prätension) stellte eine Armee auf, und besetzte seine Gränzen. Magdeburgs weitere Befestigung wurde daher zurückgestellt. Mit Entsetzen hörte man bald von dem siegreichen, raschen Vordringen der Französischen Macht, und während die Preußen an den Flanken beider Armeen da standen, schlug Napoleon in der Schlacht von Austerlitz in Mähren (2. Decbr. 1805) die combinirte Russisch-Oestreichische Armee total, und nach schnell bewilligtem Waffenstillstande war am 26. Decbr. 1805 der für Oestreich drückende Preßburger Friede geschlossen. Preußen war unterdeß durch den Tractat vom 15. Decbr. 1805 schon zum Besitz

der Hanöverschen Lande gelangt, welche der Französische Kaiser durch das Recht der Eroberung der Preußischen Neutralität abtrat, und nach einem Manifest vom 1. April 1806 organisirte Preußen Hanover als sein Eigenthum unter Leitung des Minister Graf Schulenburg-Kehnert. — Dieses Hanover, welches immer, so lange es von der Krone von England abhängig ist, Deutschland in die Kriege der Seemächte, Frankreich und England, verwickeln wird, indem es der Zankapfel des Kontinentalkrieges ist, brachte auch Preußen im Jahr 1806 zu der Kriegserklärung gegen Frankreich. — — Preußen, mit Rußland feyerlich verbunden, rüstete sich stark. In Magdeburg wurden die Wälle ausgebessert, Kanonen, der Sage nach 750 mit Einschluß der Haubitzen und Mörser, auf die Wälle gebracht, die Magazine gefüllt, die Festung wurde sehr kostspielig aus königlichen Forsten verpallisadirt, und der Monarch, als er den aus Franken schnell andringenden Franzosen zu Mitte September 1806 entgegen rückte, obschon die Feldarmee noch nicht vollständig versammelt, und die Russische Macht noch weit

entfernt war, soll, das Unglück der ersten Schlacht befürchtend, dem Gouverneur von Magdeburg, General v. Kleist, der wegen militärischer Strenge und Bürgerhasses unter beiden Theilen keine Anhänger hatte, gesagt haben: „die Festung nicht übergeben; um keinen Preis!" Wahrscheinlicher aber wohl hat der Monarch Preußens diesen Wortbefehl an den General von Kleist gegeben, wenn wir ihn späterhin in Magdeburg erscheinen sehen.

---

## II.

## Magdeburg

### vom Spätsommer 1806 bis zu Anfang des Jahres 1813.

---

Man wußte in der Stadt, die Preußische Armee stelle sich im Thüringischen zwischen Weimar und Jena auf. Genaue Strategiker durften die Mißbilligung, daß man den Thü=

ringer Wald vor sich lasse, und die Truppen nicht an leichte Gefechte mit den reißend schnell vordringenden Franzosen gewöhnen wolle, ihnen und dadurch der ganzen Armee Kenntniß der neuern Zeit zu verschaffen, bei dem tollen Enthusiasmus des Uebermuths und der Anmaßung nicht deutlich aussprechen: doch selbst die Engbrüstigen erwarteten trotz der schwerfälligen Bewegung der Armee viel; denn die russische *Hülfsmacht war ja! im Anmarsch!?* Am Montag (12. Oktober) kam in Magdeburg die Trauernachricht an von dem Tode des Prinz Ludwig von Preußen, Chef eines Infanterie-Regiments, der gegen Saalfeld die Vorposten befehligt hatte, und geblieben war in einem für die Würde seines Hauses sehr ruhmvollen Partheigefecht (denn er wurde niedergehauen, als er ausrief: *je suis Prinçe de Prûsse! je ne prendrai jàmais Pardon!!*), und erfüllte die Stadt mit Schrecken. Das Pferd, von welchem dieser zweite Alcibiades herabgesunken, war ein trauriger Pomp für die Stadt, deren Liebling er selbst gewesen; und das Befürchten der Besonnenen wurde größer, als nach sich widerspre-

chenden Gerüchten aller Art Dienstag und Tages darauf königliche und prinzliche Equipagen in wilder Hast durch die Stadt zogen, das rechte Elbufer zu gewinnen. Am Mittwoch Abend war es klar, daß die preußische Armee (bei Jena und Auerstädt den 14. October 1806) gänzlich geschlagen und versprengt sey, denn der Flüchtlinge in unendlicher Zahl kamen nach Magdeburg, darunter denn auch die Artilleristen ohne Kanonen und Pferde, die Reiter zu Fuß und die Trainknechte mit Pferden ohne Wagen, weil sie bei der schnellen Hast des verfolgenden Feindes alles im Stich ließen. Magdeburg, in seinem Hauptgeschäft, dem Handel, urplötzlich gestört, mußte nun einer traurigen Periode entgegen sehen. Man befürchtete mehr, als daß man es wünschte, der König werde die Armee unter den Wällen von Magdeburg wieder sammeln, dem Feinde den Uebergang über die Elbe zu hindern. Der König selbst kam Freitag Nachmittags um zwei Uhr in Magdeburg an, überließ die Reorganisirung der versprengten Truppen den Generalen, bestimmte, da ihm die Nachricht geworden, daß der Feind schon

bei Dessau über die Elbe gegangen, die jenseitigen Oderufer zu der Dislokationslinie, überließ Magdeburg seinem Schicksal, und ging am Tage darauf ohne Gefolge bei Tangermünde über die Elbe. In diesen schweren und den nächsten Tagen waren mehr als 100,000 Mann, den Train mit eingerechnet, in der Stadt, und für viele war an Quartiere gar nicht mehr zu denken. Die breitesten Straßen waren mit Wagen des Trosses verfahren, die Pferde lagen todt oder vor Hunger ermattet da, und unter den zusammengefahrenen Pulver- und Kugelwagen fand man oft genug Soldaten mit brennenden Pfeifen. Doch, Gott war mit der Stadt! Aber keine Subordination, keine Regel mehr unter dem entfesselten Kriegsvolk!

Allmählig kam Ordnung in dieses chaotische Wesen. Die nach Magdeburg versprengten sächsischen Auxiliartruppen zogen ab, und ihnen folgten die übrigen wieder in Linie gestellten Preußen über das rechte Elbufer hin, um bald nachher bei Prenzlow zu kapituliren. Nur 22,000 Mann blieben in der Stadt unter Oberbefehl des General v. Kleist, dem die Generale Graf

Wartensleben, v. Alvensleben und Rennard zur Seite standen. Kranke und Verwundete kamen in Massen angefahren, oder schleppten sich in die Stadt; die Innungshäuser, die großen Säle von Privatgesellschaften u. s. w. wurden ihnen de facto eingeräumt; die leicht Verwundeten kamen in die Bürgerhäuser, und unter diesen bemerken wir den in der Geschichte des Tages bekannt gewordenen damaligen Lieutenant v. Schill, der sich einige Wochen nachher selbst wieder frei von französischem Druck machte, so wie den General v. Quitzow, Inhaber eines Reiterregiments, welches in der Schlacht von Jena sich äußerst brav gehalten, und der in Magdeburg bald darauf an seiner schweren Wunde starb. Ein großer Theil der Kriegskasse war in der Stadt, man wußte aber eigentlich nicht, wie man sie wieder zusammen bringen solle, denn die Wagen standen bald hier bald da, ohne alle Aufsicht, und mancher Unwürdige hat sich in diesem Gewühl der Unruhen und Verstörungen aller Art dadurch bereichert. — Am 19. October waren die übrigen Preußen von der Stadt abgezogen; nur die Ver-

theidigungsmannschaft der 22,000 Mann blieb. Schlimm genug, daß man nur die regulären, wieder gesammelten Regimenter hatte abziehen lassen, und der bereits berennten Stadt ein chaotisches Wesen aller Montirungen, und dabei doch nur 400 Mann Reiterei zurückließ. An einen Ausfall war daher nicht zu denken, denn die Mehrzahl der Soldaten war zur Desertion bei der nächsten Gelegenheit geneigt. Der Gouverneur mußte sich auf die Stadt selbst bei der Versäumniß früherer Vorsichtigkeits-Maßregeln beschränken. — Am zwanzigsten October sah man die feindlichen Truppen, zunächst die Weißmäntel, die Baiern, Magdeburg umziehen, auf der linken Seite des Elbufers, jedoch nur in einzelnen Vorposten; allein der Gouverneur der Stadt that durchaus nichts, in militärischen Demonstrationen den übermüthigen Feind in Ordnung und zur Mäßigung zu bringen. Marschall Ney legte sich nun vor Magdeburg mit einem zuletzt sehr geringen Korps von 7000 Mann, während der Stadt es unbekannt blieb, daß das Korps des Marschall Soult und das von Davoust Magdeburg nur vorbei gegangen sey. Die

bedrängte Stadt glaubte in der That, die Mehrzahl der französischen Armee vor ihren Wällen zu sehen, damit an diesem wichtigsten Stützungspunkt der Elbe der Streit der Regenten seinen neuen, schweren Anfang wieder nehmen solle. Allein, welche unglückliche, neue Täuschung! Durch französische Bestechungen und Schleifwege aller Art waren diese Nachrichten in der Stadt verbreitet worden. Die französischen Parlementärs ließen nicht nach, den Gouverneur der Festung zu der Uebergabe zu bestimmen; allein er blieb beharrlich, wie es schien, und erklärte, er werde die Stadt nicht eher übergeben, ehe ihm das Schnupftuch nicht in der Tasche brenne. Alle Anstalten zu einer sehr ernsthaften Vertheidigung wurden auch getroffen. Die Buhne, ein kostbarer, stromaufwärts gelegener Elbbau, dessen Unterhaltung allein jährlich über 10,000 Thlr. kostete, und deren Zweck ist, den Hauptstrom der Elbe dicht unter die Stadt zu leiten, wurde durchstochen (die Wiederherstellung würde jetzt wohl in die Millionen gehen); die schönsten Gärten um die Stadt her wurden rasirt, selbst der herrliche Garten des vor der Stadt

belegenen Kloster=Bergs mit seinem in uralten Bäumen sich brüstenden Portengange, die Windmühlen um die Stadt mußten abgebrannt werden, und viele Landhäuser und Gartenhäuser wurden auf Befehl des Gouverneurs v. Kleist niedergerissen. Die Stadt war an sich gut verproviantirt und konnte eine ziemlich lange Belagerung aushalten. Vom rechten Elbufer, welches noch ziemlich offen für die Einwohner war, kamen auch auf manchen Wegen Nachrichten des Trostes; *allein die Mehrheit war* schon durch französische Spionerei, Einflüsterung und ererbtes Blut anders gestimmt. Das Gouvernement war durch Einflüsterungen aller Art dazu geneigt, trotz dem königlichen Befehl eine Kapitulation abzuschließen, obschon das Blüchersche Korps, ehe es bei Lübeck kapituliren mußte, bei Neuhaldensleben, drei kleine Meilen von Magdeburg, *Signalschüsse gab, und der tapfere* Herzog von Weimar gleich nach dem Vorfall der Jenaer Schlacht mit der preußischen Reiterei das linke Elbufer zu beschützen bemüht gewesen war. Alle diese Nachrichten, und die Beharrlichkeit des preußischen Monarchen konnten dem

preußischen Gouvernement in Magdeburg nicht unbekannt geblieben seyn, denn auch die Bürgerschaft wußte um diese Hoffnungen baldigen Entsatzes. — Bei der mehrern Beengung der Stadt durch den Feind wurden von der königl. Kammer Deputirte, Sombard, Reiche und Schönewald nach Schönebeck in das Hauptquartier des französischen Marschalls gesandt, die Ausschreibungen für das Land zu besorgen; und diesen sagte Marschall Ney, daß er, ein zweiter Tilly, Magdeburg erstürmen werde, wenn es sich nicht bald ergebe. Schon sein Aeußeres, sein Rothkopf, hatte etwas ähnliches mit Tilly's Vorläufer in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. — Den Anfang bedeutender Erpressungen machte der Belagerer damit, daß er das Gradirwerk zu Salze bei Schönebeck *) mit dessen Feuermaschine zu demoliren drohete. Diese Drohung wurde ihm von der Magdeburgischen Kammer, an deren Spitze der Herr v. Bülow stand, mit 33,000 Thlr. abgekauft. — Mar-

*) Ein sehr kostbares, fast 1/4 Meile langes Gebäude zum Läutern des Salzwassers.

schall Ney machte verwegene Versuche auf die Stadt, sie in Schrecken zu setzen; seinem Monarchen schien Eil nöthig zu seyn, daß er diese bedeutendste der Elbfestungen nicht in Rücken lasse; während er selbst bereits in Berlin angekommen war. Bei der beharrlichen Weigerung der Stadt rückte das Belagerungskorps immer näher, und am 7. November spät Abends sah man von der Stadt ab die nächstgelegenen Elbdörfer, Krakau und Prester, von den überschwärmenden Franzosen angezündet, in lichten Flammen. Alles blieb ruhig in der Stadt, denn die Hoffnung baldigen Entsatzes war zu groß. — Von Seite der Neustadt her drängten die Belagerer am nächsten gegen die Festung, und diese Neustadt wurde dem Garnison-Bataillon Major Hollwede (dem dritten Bataillon des Regiments von Kleist) anvertraut. Major Hollwede, ein sehr verdienter Veteran, that hier viel, den Feind von der Besitznehmung der Neustadt abzuhalten, und die Keckheit der Franzosen ging so weit, daß, Verwegenheit mit Verwegenheit zu begrüßen, der Belagerer dennoch die Neustadt nicht nehmen konnte. An einem Nachmit-

tage setzte sich der Feind zu sehr in einem verlassenen großen, massiven Zichoriengebäude vor dem Thor der Neustadt fest, und mußte daraus vertrieben werden; Major Hollwede rief Freiwillige auf, versprach selbst mitzugehen, er thats, und vertrieb den Feind. Am 5. November bemerkte man von der Stadt aus starke Truppenbewegungen des Feindes von Olvenstedt her, und gegen Abend bemerkte man, daß er in der Schußweite Wallaufwürfe zu machen sich beeile; das schwere Geschütz vom Hauptwall zwischen dem Ulrichs- und Sudenburger Thor, und einige vom zweiten Wall geworfene Granaten wiesen ihn zurück. In der Nacht darauf aber hatte er, mehr nach dem Kröckenthor hin, sich doch heran geschlichen, und warf in der düstern Novembernacht glühende Kugeln in die Stadt. Es waren Granaten, deren eine in der braunen Hirschgasse in das Wohngebäude der Guischardschen Steingutfabrik fiel, den Familienvater leicht beschädigte, aber nicht zündete; eine andere sprang in derselben Straße, that aber auch keinen weitern Schaden, als an Fensterscheiben und Thorwegen; eine dritte drohete

auf dem Franzosenplatz zu zünden u. s. w. Als die Franzosen den Alarmschlag in der Stadt hörten, fiel keine Kugel mehr, sie mußten sich zurückgezogen haben auf Olvenstedt und Diesdorf. Die Nacht blieb ruhig. Am folgenden Tage kam wieder ein französischer Parlementär zu dem Gouverneur v. Kleist, dann noch einer, und ein preußischer Parlementär wurde hinausgesandt in das Hauptquartier, dessen Stab schon bis Bukau vorgeschoben worden. Die Bürger sowohl als die Soldaten bemerkten, daß, um sie ruhig zu erhalten, man sie auf den russischen Entsatz vom rechten Elbufer her vertröstet habe; und als die Parlementärs ohne Augenbinde in die Stadt gebracht wurden, und der Gouverneur von Kleist am 10. Abends mit einem rückkehrenden Parlementär dem belagernden General eine Parthie Ananas zuschickte, befürchtete der patriotische Theil der Bürgerschaft das bedrohende Unglück vorschneller Uebergabe. Diese erfolgte auch am 11. November 1806 von einer Besatzung von 22,000 Mann, die mit Geschütz und Kriegsvorräthen aller Art überladen war, gegen ein damals aktives Belagerungskorps von

7,000 Mann, welches mit den einzigen bei sich habenden zwei Haubitzen die Stadt geblendet hatte. Am folgenden Tage wurde der Garnison und Bürgerschaft die Kapitulation bekannt, nicht aber sogleich die Bedingungen. Diese waren, wie man bald erfuhr, Entwaffnung des ganzen Militärs, Gefangenschaft für die unbeweibten Soldaten, Heimgehen der Beweibten und Offiziere, Uebergabe aller Festungskanonen, Munition, des großen Arsenals, aller Kavallerie- und Trainpferde, Landeskassen u. s. w. Unerhört ist in der Geschichte ein solches Beispiel unwürdiger Kapitulation. General Vandamme, ein in Napoleons Kriegen bekannter gewaltiger Presser, machte am Vorabend des Einzugs, als Morgens darauf die gefangene Garnison auf dem Glaçis die Waffen strecken sollte, zuerst der Stadt seinen Besuch, und eine französische Grenadierkompagnie besetzte einstweilen schon das innere Ulrichsthor mit allen seinen Werken, und eine andere die Außenwerke des Sudenburger Thors. — Dieses zu frühe Besetzen fester innerer Stadtthore war ohnfehlbar eine Vorsichtigkeitsmaßregel des Gouvernements,

indem am Abend vor der Uebergabe die Soldaten so fessellos waren, daß sie sogar die Stadt anzustecken gedroht hatten, und deshalb die Polizei den Hauswirthen angab, gefüllte Wassereimer auf alle Treppen zu setzen. Schon früherhin war die Zügellosigkeit der Soldaten so groß gewesen, daß am Mittage ganze Rotten die Domkirche, welche zu einer Brandweinsniederlage gemacht war, stürmten, und ihre eignen Waffenbrüder, die Reitzensteinschen Reiter, sie vertreiben mußten.

Die Uebergabe am nächsten Morgen ging ruhiger ab, als man befürchtet hat. Um eilf Uhr Morgens waren die Franzosen schon sämmtlich einquartirt, und hatten alle Wachtposten bezogen. Die große, starke Festung, das Herz der preußischen Landesvertheidigung, die reiche, den Elbstrom aufwärts beherrschende Handelsstadt war nun *in ihren Händen*. Die Bürgerschaft fürchtete, der abziehende Preuße verließ in stummer Trauer die Stadt, und die einziehenden Franzosen wurden von Stunde zu Stunde ungestümer gegen die Bürger. Kleine Plünderungen von Uhren, Geldschränkchen und

dergl., was leicht zu transportiren, waren den Soldaten ein Fastnachtspiel, und die höchsten Offiziere suchten unterdeß mit den zusammen berufenen Behörden sich zu bereden, von dieser reichen Beute Magdeburgs einen für die französische Armee vortheilhaften Gebrauch zu machen. Obschon ausdrücklich in den Kapitulationspunkten von einer Kriegskontribution nicht die Rede gewesen: wurde doch der Rohheit der Soldaten kein Einhalt eher gethan, als bis Marschall Ney, der mit Plünderung drohen ließ, von dem viel zu willfährigen Stadtkollegium 150,000 Thlr. ausgezahlt erhielt. Am nächsten Morgen stach ein Artillerist seinem Wirth durch den Leib; es wurde Kriegsrecht über ihn gehalten, er wurde erschossen, und nun erst war Ruhe, Mannszucht und Ordnung in der französischen Heeresmacht.

## III.

# Allgemeiner Ueberblick auf Magdeburg vom 14. November 1816 bis 2. Februar 1812.

Werfen wir einen Blick auf das, was der preußische Monarch, der ganze Staat durch diese unwürdige Uebergabe verlor, so ist der Nachtheil fast nicht zu berechnen. Der Befehlshaber selbst, Gouverneur von Kleist, endete kurz darauf in Berlin, wohin er unter französischen Schutz geflüchtet, sein ruhmloses Leben. Warum aber, frägt man mit Recht, stellte man auch einen solchen Greis vergangener Jahre an den Haltungspunkt der Herzader der preußischen Staaten? — — Die erste Folge davon war, daß Napoleon, in Berlin mit Freuden Magdeburgs Kapitulation vernehmend, die Friedensunterhandlungen mit Preußen, wonach er das Land bis an die Weser zurückgeben wollte, abbrach, seine Elbarmeen an sich zog, und den Feind schnell nach West-Nord hin verfolgte;

die zweite war, daß die Oderfestungen auch überraschend schnell sich ergaben; dann auch die Kapitulation von Prenzlow, die von Lübek, und das Vertrauen der Norddeutschen zu den französischen Waffen, die unthätige Stille der östreichischen Heeresmacht, und das nothwendige Hingeben der preußischen Macht in die Arme Rußlands, welches dadurch nach Jahren noch Protektor Deutschlands, wenigstens des nördlichen, blieb. — Auf Magdeburg selbst wieder zurückkehrend, so nahmen die Franzosen bald alle Verwaltungsbehörden in Besitz nach ihrer Art; die Durchmärsche waren drückend, und zwar so, daß zuletzt von vier hundert Hauswirthen die Schlüssel der Häuser wegen Bedrückung durch die Einquartierung abgegeben waren, und bei der Sperrung der Schifffahrt lag aller Handel, alles Gewerbe. Die Stadt selbst schien lustig und in Freude zu seyn; allein es war eine Freude der Verzweiflung. Banquette wurden den fremden Gästen gegeben, und sie gaben sie wieder (jedoch auf Kosten der Stadt), und die Pfandhäuser füllten sich aus den Häusern der Vornehmen, welche ein glänzendes Elend hatten, oder welche

in tollem Wahnsinn verrätherischen Lockungen ihr Letztes opferten. — Die ersten Requisitionen der Oberoffiziere an den erschreckten Magistrat waren ungeheuer, und unter den unverschämten Requirenten zeichnete sich besonders General Vandamme, dieser Französische Blutigel in fremden Ländern, aus. Nicht allein daß er auf Rechnung der reichen Stadt die schönsten und feinsten Pferde fortnahm, so waren ihm auch andere Gegenstände willkommen; unter andern nahm er aus der Schönejahnschen Leinenhandlung für 2000 Thlr. Tafelgedecke; die Stadt mußte bezahlen. — In dem Zustande böser Kriegslast blieb die Stadt lange: denn als bald nach Magdeburgs Einnahme der Krieg gegen Rußland, wo die Unterhandlungen bis dahin sich noch doppelsinnig hingehalten, entschieden war; suchte der Französische Kaiser, im Felde geübt, das Elbufer sich sicher zu erhalten, während er mit seiner Hauptmacht gegen die polnischen Gränzen aufbrach, und an dem entscheidenden Strom der Weichsel die russische Armee zu finden hoffte. Der Kern der Französischen Truppen ging nun schnell über die Elbe, der

Französischen Hauptmacht, welche schon reißend schnell über die Oder geschritten war, nach. Die Preußischen Patrioten hatten unterdeß in Magdeburg nur noch einen Hoffnungsfunken zu erblicken. Der Obrist des 27. Linienregiments, unter dessen Deckung die Granaten an jenem Abend in die Stadt geworfen waren, erfuhr nemlich noch vor seinem Aufbruch nach Polen, daß der tapfere Lieutenant Hellwig das zweite Bataillon dieses Französischen Regiments, welches eine große Masse Kriegsgefangener nach Frankreich transportiren sollte, unterweges niedergehauen, und die Gefangenen befreit habe. — Marschall Ney war schnell zu dem kaiserlichen Hauptquartier abgegangen, und die Gouverneurs und Kommandanten, welche von dem gutwilligen Stadtrath Tafelgelder u. s. w. mit den Stabsoffizieren forderten, wechselten häufig, während die Stadt selbst dadurch theilweise etwas gewann, daß hier neue Regimenter gesammelt und auf französische Rechnung bekleidet wurden. Allein dieser, verhältnißmäßig kleine Gewinn der Einzelnen konnte den großen Verlust des Ganzen nicht ersetzen, und auch der eif-

rigste Patriot schwieg, duldete und litt, hörte mit Schauder von dem Fortschreiten der französischen Waffen, und opferte das letzte Metallstück. Manche Männer aber auch opferten in dieser gaukelhaften Zeit ihre Männerwürde, und Weiber, sonst geachtet, ihren Frauenruhm! Die Geschlechter verwilderten in der wilden Zeit, der Besatzung eines üppigen, schwelgerischen, leichtsinnigen, galanten Volkes preis gegeben! — Ersparniß in die Ausgaben der Stadtkasse kam erst durch das Erscheinen des Gouverneurs General Eblé, eines sehr liebenswürdigen Mannes, der die Tafelgelder zurückwies, indem sein Kaiser ihm den Gehalt gebe, der ein gleiches Zurückweisen von allen andern Offizieren begehrte, dem die ersten der Stadt am Tage, wo er zum Wohl des Orts ein Jahr Gouverneur gewesen, allzuglänzend ein Fest gaben, und dessen Gemälde in dem großen Rathssaal neben denen der Könige von Preußen zu hangen, aufgenommen worden; ein dem Unbefangenen sehr schätzbarer Beweis des Anerkenntnisses wahrer Verdienste eines edlen Gemüths. Dieser Eblé that ungemein viel für Erleichterung der Lasten der schwer

bedrückten Stadt; der Bürger ging mit Vertrauen zu ihm, der Soldat mit Bangigkeit. In mäßigen Mitteljahren war er noch ein schöner Mann, hatte als General der Artillerie Marschallsrang, und würde Marschall schon längst geworden seyn, wenn er nicht ein Freund Moreau's gewesen wäre. — — In dieser Zwittergestalt blieb Magdeburg bis zu dem, dem Preußischen Monarchen abgedrungenen Tilsiter Frieden (9. Jul. 1807), wodurch Preußen außer Magdeburg das ganze linke Elbufer, seinen Einfluß auf Deutschland verlor.

Am 18. August 1807 disponirte dann Napoleon über einen großen Theil der ihm abgetretenen Preußischen Lande, dadurch, daß er sie zum Königreich Westphalen erklärte, und seinen jüngsten Bruder Hieronymus an die Spitze dieses subalternen Königreichs stellte. Die Stadt Magdeburg hatte bei dieser neuen Einrichtung, bei dieser Dotation nach dem Tilsiter Frieden ganz unglaubliche Verluste: denn 1) das Französische System duldete den Zunftzwang nicht; das Meisterrecht wurde also aufgehoben, und die Zunft- und Innungshäuser königliches Ei-

genthum, (in der That eine herrliche Freibeuterei!) 2) Eben so verlor die Stadt ihr Stapelrecht, weil der Binnenhandel angeblich dadurch litt; 3) eine große Zahl sonst wohlhabender Familien machte das Aufheben der Reiheschiffahrt nach Hamburg und nach Berlin arm; 4) Magdeburg war sonst kantonsfrei gewesen, jetzt war jeder junge Mensch ohne Unterschied der Militärkonscription unterworfen, und Stellvertreter mußten oft mit tausend und mehrern Thalern erkauft werden; 5) sonst waren die stehenden Soldaten theils kasernirt, theils zwar bei dem Bürger wohnend, aber der Bürger erhielt doch Servis dafür; jetzt mußte er außer freier Wohnung auch Kost und Heizung geben; 6) das reiche Domkapitel, dessen Domherren in Magdeburg vorhin viel Geld verzehrten, und die fünf säkularisirten Stifter, wurden eingezogen; 7) die Requisitionen zu Transporten an die Bürgerschaft waren unaufhörlich; niemand war seiner Kutschpferde sicher, und selbst die besten Reitpferde begehrte man zur Staffettenreiterei; 8) mit Kolonialwaaren war in dieser großen Handelsstadt gar kein Verkehr mehr,

und das baare Geld schwand, wogegen einer der größten Krebsschäden des Staates, das Papiergeld, schnell überhand nahm. — Alle die Verluste hieher zu stellen, ist unmöglich; und die Vortheile dagegen waren, daß Magdeburg, welches sonst nur zwei Schutzjuden bewohnen durfte, bald mit Juden überzogen wurde, die oft schwindelten, während die reichen Bürgerfamilien auswanderten; daß französisch Gesinnte geringerer Klassen zu Rang, Würde und Geld kamen; daß Magdeburg die Französische geheime Polizey, befohlene Stadterleuchtungen u. s. w. kennen lernte, und daß alle Uebel feiner Französischer Raffinerie und Galanterie in die sonst ehrenwerthe alte deutsche Stadt sich einschlichen. Weil wir hier eben von der alten deutschen Stadt reden, so können wir die weitere Prüfung dieser Bemerkung dem Forscher nicht vorenthalten, daß bald nachher die glänzenden, geschlossenen Gesellschaften, der Klubb und die Ressource, welche fast durchgängig aus Mitgliedern des Officii bestanden, sich auflösten, und daß die Harmoniegesellschaft allein, mehrentheils aus Kaufleuten und alten Bürgerfami-

lien bestehend, sich erhielt. Die große Freimaurerloge nahm an äußerm Glanz zu; ob an innerm, das können wir nicht wissen!!!

Alle diese Belästigungen der Stadt wurden in militärischer Hinsicht noch dadurch erschwert, daß durch geheimen Traktat der Französische Kaiser den Kehlkopf des rechten Elbufers, die Zitadelle und Thurmschanze seiner Disposition einstweilen vorbehalten gehabt, und daher auch in Magdeburg stets die unmittelbare Französische Militärdisposition galt. — Magdeburg war der Hauptort des Elbdepartements, des größten und reichsten im Königreich Westphalen, und als Centralpunkt der Behörden und der Instanzen zog es allerdings viel Geld und Verkehr neuer Art in die Stadt. An dem Graf Schulenburg-Emden, ehemals Preußischem Landrath, hatte das Departement einen allgemein beliebten Präfekten; der Graf Blumenthal, Domherr zu Magdeburg, wurde Maire der wichtigen Stadt. — Man hoffte auf bessere Zeiten, allein die Stadt bedroheten bald noch größere Verluste. Der Französisch-Oestreichische Krieg von 1809 ging zwar für Mag-

deburg still vorüber; allein der Zug des Major von Schill, der bei Stralsund (31. May 1809) seinen Tod fand, machte nebst vielen andern Berücksichtigungen dem Französischen Kaiser Preußen verdächtig, und er richtete ein ernsteres Augenmerk auf Magdeburg, dieses Bollwerk gegen das rechte Elbufer. Die Anlagen dazu wurden schon im Jahr 1810 im Frühsommer gemacht, als der Krieg gegen Rußland seiner Entfaltung nahe zu seyn schien. Die Hälfte der Neustadt und die ganze Sudenburg waren zum Abtragen, zum Verlegen der Häuser außer der Schußweite bestimmt, um ein freies Glaçis zu haben; die Pallisaden wurden hergestellt, vorläufig die Mehl- und Brodmagazine unter dem Sudenburger Hauptwall abgetragen, und späterhin wurden alle diese Anordnungen der Ingenieurs zu ungeheurem Verlust vieler Familien, — und zwar in drei Tagen — in Erfüllung gebracht. Etwas Verdienstliches, für den Festungsbau Nothwendiges geschah; die Napoleonsschanze am Sudenburger Thor wurde aufgeführt, welche eine vorhin schwache Stellung der Festung nach Abend hin dominirt. — Preußen, durch einen

Traktat (5. März 1812) genöthigt, der Französischen Invasion in Rußland Auxiliartruppen zu geben, kündigte am 16. März 1813 diese unnatürliche Verbindung wieder auf, bewaffnete das längst vorbereitete Volk, und wandte sich in enger Verbindung mit Rußland (20. März 1813) gegen Frankreich. Diesem Beispiele folgten bald mehrere nördlich gelegene Mitglieder des Rheinbundes, und von hier aus ist auch das Mißlingen der Französischen Unternehmung gegen Rußland, über deren *Zweck man eigentlich* noch keine feste, bestimmte Aufklärung bekommen hat, zu berechnen. Das Zurückdrängen der Französischen Armee machte die Sicherstellung am Elbstrom nothwendig. Der Französische Kaiser kam zum ersten und einzigen Mal durch Magdeburg, untersuchte in der That sehr genau die Festungswerke, die Anlagen, die Verproviantirung, und und dem *jetzigen Französischen* Präfekt Bercagny, so wie hauptsächlich dem Französischen Gouverneur Lemarois wurde von ihm schon damals die Ausdauer und die tapferste Vertheidigung anempfohlen. Wittenberg war noch nicht vollendet, Torgau zu klein und Dresden zu schwach

und ungewiß, also Magdeburg die einzige feste Position an der Elbe. Zu schwerem Druck der Bürgerschaft wurde dieser Kaiserliche Befehl auch in Ausführung gebracht.

---

## IV.

## Magdeburgs Lage, Stimmung und Handlungsweise

### bis zu Realisirung des Pariser Friedens.

---

Schon durch das Dekret des Französischen Kaisers vom 2. Febr. 1812 war Magdeburg in den Belagerungszustand erklärt gewesen. Die Folge davon ist die entschieden vorherrschende, bestimmende Militärgewalt. Diesem zufolge wurde, wie bemerkt, an das Niederreißen von 248 Häusern in der Neustadt, der ganzen Sudenburg, welche 1546 Einwohner zählte, des Klosters St. Agneten, des alten Stiftes (des

Siechenhofs) vor dem Glacis der Sudenburg, und vieler anderer Häuser und Anlagen mit unbarmherziger Strenge gegangen. Es fehlte an Arbeitern. Der Fürstenwall, eine Korrespondenzlinie mit der Zitadelle, Post Cleve und der Sternschanze, in Friedenszeit ein so angenehmer Stadtspaziergang, wie selten ein größerer Ort ihn aufzuzeigen hat, wurde bald in den Mauerbrüstungen nach der Elbe hin geändert, und späterhin alle Häuser von da ab bis zu dem Elbthor *hin rechts*, *rasirt*. Ueber den Zufall oder Nicht-Zufall des Abbrennens des Zeughauses (7. April 1812), in welchem ein unermeßlicher Französischer Waffen- und Kleidungsvorrath lag, hat die Geschichte keine sichere Aufklärung. — Besonders wurden die Bürger Magdeburgs um diese Zeit gedrückt durch die Gewaltschritte des Polizeykommissär Schulze, der an die Stelle des vorherigen Chefs der Französischen Polizey (Moisèz, eines sehr edlen Mannes) kam, und ganz sein Gegenbild war, obgleich dieser Schulze, ein geborner Schlesier, als Preußischer Kriegsrath mehr Antheil an dem angestammten Vaterlande hätte nehmen sollen.

Am ersten Weihnachtstage kam das 29ste Französische Bülletin, vielleicht das einzig wahre, nach Magdeburg, denn es berichtete ganz unverhohlen die Niederlage der Französischen Macht auf dem Rückzuge von Moskau und den kläglichen Zustand der Armee. Ein dumpfes Schweigen, ein stiller Argwohn der verschiedenen Partheien der Stadt brütete über ihr. Im Januar 1813 durchzogen eine Menge aus Rußland zurückkehrender Franzosen, zerlumpt als Bettler die Stadt, von der nordischen Kälte im Süden sich wieder zu erwärmen, und die Stadt sorgte mit ruhmvoller Mildthätigkeit für diese Unglücklichen, diese unverschuldeten Opfer prahlerischer Herrschsucht. Am 23. Januar war der Westphälische Finanzminister Malchus in Magdeburg eingetroffen, in Verein mit den anwesenden Präfekten des Elb-, Saal- und Ocker-Departements die Verproviantirung der Stadt zu besorgen. Man that dafür vieles. Die Bürger erhielten den Befehl, sich auf zwölf Monate zu verproviantiren oder aus der Festung sich zu entfernen, und was noch auswandern konnte, wanderte aus. Am 22. Februar erscholl die

Nachricht, daß Berlin von den Russen besetzt sey; diese Nachricht bestätigte sich offenkundig zu Anfang März. Nun wünschten die Behörden, mehrentheils aus Nationalen bestellt, aus guten Gründen, die Stadt verlassen zu dürfen; allein unter andern erwiederte der Westphälische Justizminister Simeon den Gerichtsbehörden: „sie sollten, der jetzigen Verhältnisse ungeachtet, ihren Sitz in Magdeburg behalten. An eine Belagerung sey nicht zu denken. Ehe der Monat May verflossen sey, werde der Kaiser die Feinde über die Weichsel zurückgetrieben haben.“ — Am 10. März schon wurden bei Gerwisch und Biederitz am rechten Elbufer von den Franzosen die Brücken abgebrennt; Kosacken schwärmten schon dort; das Brückthor wurde von der Besatzung gesperrt. General Haxo vom Corps de Genie zeigte sich am 15. März als Gouverneur, und am 21. März Eugen Beauharnois, Vize-König von Italien. Gleich darauf wurden nach dem rechten Elbufer Truppen detachirt, welche die Dörfer plünderten, die Lebensmittel in die Stadt schleppten, und alles Schlachtvieh hinein trieben. — Die Franzosen sammelten sich in

und um Magdeburg sehr stark, und schlugen unter der Neustadt noch eine Schiffbrücke über die Elbe. Von Anfang April zogen durch Magdeburg und bei Magdeburg über die schnell geworfene Schiffbrücke große Massen der Französischen Rotten nach dem rechten Elbufer, und am 5. April Nachmittags hörte man dorthin aus der Stadt einen Kanonendonner in weiter Linie, sah auch nachher ein Dorf brennen. Es war bei Leitzkau. Der Vize-König mit der Generalität kamen zurück, und am folgenden Morgen defilirten die ausmarschirten Franzosen über die Elbbrücken wieder zurück, eine Menge Verwundeter bei sich führend. Sie waren zurückgeworfen; die Schiffbrücke wurde abgerissen (7. April). Eugen Beauharnois, Vize-König von Italien, Lieutenant der Armee, nachdem Mürat zurückgegangen, ein junger, sehr ansprechender Feldherr, machte am 8. April die Bewegung zur Dislocirung dieser Französischen Armeetrümmer an die Saale, wohin besonders die Division Lauriston gestellt wurde, und an den Unterharz. Er beobachtete bei dem starken Andringen des Feindes die Defensive in zurück-

gezogener Linie, und überließ die Elbe und Magdeburg, dem er den General Lemarais zum Gouverneur gegeben, ihrem Schicksal. — Die Stadt kam in immer strengern Belagerungszustand, aber der bessere Theil der Bürger duldete die Last des Augenblicks, denn er stärkte sich an den süßen Träumen goldner Hoffnung. Die nothwendigen Maßregeln des Kommandanten einer belagerten Stadt, daß die Bürger sich nicht attroupiren sollen, daß um zehn Uhr Hausthüren und Fensterladen geschlossen werden müssen, daß bei nächtlichem Allarmschlag Licht in die Fenster der untern Geschosse zu setzen ist u. s. w., kann man dem Französischen Platzkommandanten durchaus nicht zum Vorwurf der Härte machen wollen. — Ohnerachtet der König von Westphalen wegen eines bei Lützen vermeintlich errungenen Sieges ein allgemeines Te Deum hatte ausschreiben lassen, so gingen doch viele junge Leute aus der Stadt, die Preußischen Waffen aufzusuchen, zumal man erfuhr, daß bei Schönebeck, der nächste Uebergang zum linken Elbufer gelungen, daß die Kosacken am 14. May schon bis Olvenstedt geschwärmt, und

daß Wagehälse vom Lützowschen Freikorps dicht unter dem Glaçis des Ulrichthors am 27. May an der Siegmundschen Tabagie eine Proklamation angeschlagen hatten. Das Korps des Hettmann Czschernitschef streifte theilweise mit kühner Verwegenheit über die Elbe, unter andern erschienen die Kosacken, wie man überschlagen mogte, 1500 Pferde stark über Schönebeck am 30. May 1813 an einem Sonntagmorgen vor Halberstadt, zerstörten die Französischen Magazine, so schnell sie konnten, brannten auf dem Burchardi-Anger vor Halberstadt die aufgerichteten Heu- und Strohdiemen ab, bemächtigten sich des dort aufgefahrnen Artillerieparks, so weit es nöthig war, und metzelten in der Stadt selbst unter den erschreckten Franzosen. Sie tödeten und verwundeten viele, schleppten auch Gefangene mit, unter andern den General-Lieutenant v. Ochs, und um eilf Uhr Morgens waren sie wieder fort, wie ein Schwarm Heuschrecken; an demselben Tage rückte ein Detachement Franzosen von Zilly ab in Halberstadt ein, und bald darauf las man in den Franzö-

sischen Blättern von dem wichtigen Siege der Franzosen bei Halberstadt.

Der Postenlauf war durch diese Streifereien der Kosacken am linken Elbufer gehemmt, Magdeburg blieb ohne alle Nachricht, und erstaunte, am 4. Junius drei tausend Mann frische Truppen einrücken zu sehen. Es waren dieselben, welche von Braunschweig ab auf Halberstadt zur Verstärkung der Französischen Garnison geschickt waren, und welche sich durchgeschlichen hatten, die schwärmende leichte Reiterei des Feindes zu umgehen, und die Festung zu erreichen. Hamburg war außerdem mit Französischen Truppen wieder stark besetzt, und der Poschwitzer Waffenstillstand (4. Jun. 1813) war nicht dazu geeignet, den Magdeburger Patrioten gute Hoffnungen zu geben. Denn es wurden unterdeß im Umkreise von mehrern Meilen Lebensmittel in die Stadt geschleppt, und Blockhäuser und leichte Aufwürfe weit hinaus wider alle Kriegsregel des Waffenstillstandes angelegt. Am 9. Julius mußte die Bürgerschaft, von der Polizey dazu befehligt, alle Waffen abliefern, dann am 12. Jul. 1813 erschien der Französische Kai=

ser selbst, besah die Festungswerke, erkundigte sich genau nach den Magazinen und probierte den Schiffszwieback. Er schien mit dem innern Zustande der Festung zufrieden zu seyn. Morgens darauf musterte der Kaiser die Garnison nebst hinzugestoßenen Truppen nicht etwa auf dem weitgedehnten Glaçis vom Sudenburger bis zum Kröckenthor, sondern vor demselben auf dem Bürgeracker, wodurch ein Verlust von 6000 Thlrn. den Betheiligten in einigen Stunden entstand. Den 13. Julius ging der Kaiser nach Dresden zurück. Er, ein geborner, möchte man sagen, Artillerist, hatte sich in kurzem den Standpunkt der Festung genau beschaut, und was nicht schon vorher der Erde gleich gemacht worden über die Außenwerke hinaus, das wurde jetzt mit unerbittlicher Strenge demolirt und derastirt. Der Verlust der Verwüstungen um die Festung her wurde abgeschätzt zu 300,000 Thlrn., und in der Stadt selbst kam dazu die Französische Maßregel, die Kirchhöfe zu planiren, weil Magdeburg als Festung nicht der wohlthätigen Einrichtung, vor den Ringmauern den Begräbnißplatz zu haben, sich erfreuen durfte. Mit

den Leichensteinen alter ehrenwerther Bürger der Vorzeit, selbst mit den Gebeinen der Leichname wurde ein fluchwürdiges Possenspiel getrieben, und die Särge der Todten in den Gewölben wurden bestohlen. Dicht vor dem Ulrichsthor wurde ein Begräbnißplatz, zehn Morgen Landes groß, dagegen angewiesen. An den Festungswerken arbeitete man unterdeß, besonders nach des Kaisers Abgang, sehr thätig fort; die Napoleonsschanze, nach dem Urtheil der Kenner ein Meisterstück der Kriegsbaukunst, stand bald vollendet am Sudenburger Thore da, und die Franzosen warfen von dieser linken Elbseite ihre Schanzen bis vor Klein-Ottersleben auf, wo sie die Chaussee durchschnitten, und seitwärts links über Benneckenbeck und Syldorf bis Dodendorf u. s. w. hin eine Korrespondenzlinie hatten. Rechts dem Ulrichsthor wurde die Schrote, ein nicht ganz unbedeutender Bach, abgedämmt, und die Gegend unter Wasser gesetzt. Das Wasser spülte bis an das Glacis, und wühlte aus den schon längst eingefallenen Erdlagen desselben mehr als 5000 Menschenschädel und Menschengebeine, welche nachher,

als das Wasser abgezogen, in weiter Ebene zerstreut lagen; dem fühlenden Menschen ein schauderhafter Anblick! Ohnfehlbar sind diese Gruben die Begräbnißplätze der als Opfer Gefallenen im dreißigjährigen Kriege bei dem Sturm von Magdeburg gewesen.

Das Geburtsfest des Kaisers wurde in diesem Jahr in Magdeburg schon am 10. August gefeyert, und der Gouverneur gab an diesem Tage ein Mittagsessen von 300 Gedecken auf dem Fürstenwall in einem langen, für Rechnung der Bürgerschaft erbauten Zelt, und, da bei dem Waffenstillstand des rechte Elbufer wieder offen war, so wurde die Garnison am selbigen Tage auch jenseits gespeiset. Allein hiermit nahm der Französische Uebermuth auch so ziemlich ein Ende. Schon am 16. August wurde eine anderweite Verproviantirung auf sechs Monate befohlen, am 19. rückten noch Sachsen in Magdeburg ein, die Besatzung zu verstärken; die Feindseligkeiten nahmen wieder ihren Anfang, weil der Französische Kaiser, durch den unglücklichen Wahnsinn des Hochmuths und verwöhnten Stolzes, bei dieser Stellung der

Armeen die Elbe noch behaupten zu können, hingerissen, von seinen erfahrensten Feldherren keine Warnung, keinen Rath annahm, und nicht bis an den Rhein dislociren wollte.

Ein Detachement Franzosen von 3000 Mann unter General Girard bezog nun bei Krakau, am rechten Elbufer ein Lager zur großen Last der Umgegend. Die Französischen Bivouaques wurden mit den Hausthüren, Fenstern, Thorflügeln der Dorfbewohner garnirt, und die Verwüstung am rechten Elbufer nahm noch mehr überhand, als am 22. August die Preußen und Russen bis über die Havel sich zurückzogen, die Preußischen Residenzen zu decken, und dadurch den Franzosen bis beinahe nach Brandenburg zu, wohin sie sich freilich nicht getrauten, freier Spielraum gegeben war. Unterdeß ließ der Französische Gouverneur Magdeburgs die alte, vor Magdeburg am rechten Elbufer außer der Schußweite gelegene Preußische Eichenforst von Biederitz niederhauen. Die Forst enthielt 1,500 Waldmorgen, und was am gefällten Holze für die Garnison nicht bestimmt gewesen, wurde den Bürgern zum Einbringen für eigenen

Nutzen überlassen. Der gemeinen Buben, die kein Vaterland kennen, fanden sich viele; der rechtliche Mensch ging trauernd an diesen Holzzügen vorüber und seufzte über den Verfall seines Vaterlandes. — Diese Holzdevastation dauerte bis zu Ende August. Burg (3 Meilen von Magdeburg) war unterdeß von den Franzosen in Besitz genommen, das dort befindliche Preußische Magazin wurde nach Magdeburg abgeführt, und der Herausgeber des Hallisch-Burgschen Kouriers, eines vielgelesenen unpartheiischen Wochenblatts, sollte nach Magdeburg geschleppt werden; er hatte sich aber vorgesehen, und war in Burg um diese Zeit nicht zu finden. —

Schwankend blieben eine Zeit lang die Nachrichten von dem Erfolg des wieder erneuerten Kriegeslärms. So viel war glaubhaft, daß Anfangs die Französischen Waffen nicht unbedeutende Vortheile erstritten hatten, denn der Französische Kaiser, mit neuen Truppen anrückend, setzte das äußerste daran, die Elbe mit ihren bedeutendern Nebenströmen behaupten zu wollen. Der toll sich aussprechende Wahnsinn der Franzosen und ihrer elenden Söldner wurde

bald durch die Tapferkeit der alten Brennen gerächt. Am 4. September kamen die in das Preußische weit vorgeschobene Detaschements, bei Belzig geschlagen, nach Magdeburg zurück, und mit ihnen der Führer, General Girard, schwer verwundet. Durch Gaukeleien aller Art, durch Nachrichten von erfochtenen Siegen u. s. w. wurde unterdeß das Volk bei Laune erhalten, und für den am 9. Sept. bei Dresden vermeintlich erfochtenen Sieg ein allgemeines Te Deum! ausgeschrieben; *dies betraf auch jetzt hauptsächlich* Magdeburg, wurde aber nicht besonders feierlich begangen. — Der große, schöne Packhof mußte unterdeß in seinen obern Etagen geräumt, und dem Französischen Militär überlassen werden; — eine Willkühr, deren Erfolg bei dringender Gefahr der Stadt mehrere Millionen kosten konnte. Doch, was achtete der Franzose darauf?! — Die Umgegenden hatten unterdeß 1582 Wispel Waizen, 1000 Wispel Rogen, 4580 Wispel Hafer für Magdeburg liefern müssen, und in welche bübische Hände ist dieses Korn und dessen Werth nicht gefallen? Die Französische Gaunerei hatte überall, so auch hier, Kunst-

jünger erweckt. — Am 13. September sandte der Gouverneur einen bedeutenden Artilleriepark für Wittenberg und die übrigen Stellungen an der Elbe ab, und für das jetzige Hauptdepot, Magdeburg, zogen am 15. September wieder 6000 Mann mit einem sehr starken Train ein. Magdeburg war eine Musterkarte fast aller Nationen geworden. Die Portugiesen, in dem schönen Bankgebäude einkasernirt, verließen späterhin diese Kaserne so schmuzig, daß sich des Ungeziefers wegen erst niemand hineinwagen wollte. Die Spanier, in die Friedrichstadt gelegt, desertirten in der Nacht zum 17. September an 200 Mann stark, und die Einwohner dieser Vorstadt mußten dafür büßen. Schon am 19. September wurden Arme, die sich nicht verpflegen konnten, aus der Stadt getrieben, und am 21. September mehrere, dem Französischen Gouvernement verdächtige Einwohner. Die Lasten, welche die Stadt aufbringen mußte, waren groß. Unglaublich scheint es fast, daß der General-Polizei-Kommissär Schulze am 22. September dreizehn der reichsten Kaufleute zu sich einladen ließ, und die Nacht durch gefangen hielt, bis

sie sich bequemten, für eine Million Franken zu zeichnen, wofür die Deckung in Wesel liege; zur Ehrenrettung sey es gesagt, die Angabe der Deckung war nicht ohne Grund, doch das Verfahren selbst höchst unwürdig.

Der Bürger wurde mehr und immer mehr aus seinem Eigenthum gejagt; die Zahl der dazu requirirten Häuser betrug allein im Monat September acht und neunzig, die königlichen Häuser, die *Kasematten* auf der Zitadelle und die Souterrains unter dem Fürstenwall (bedeutendes Privateigenthum) nicht gerechnet. Die ersten Kirchen der Stadt, die Domkirche, St. Ulrich, St. Katharinen, St. Jakobi, St. Petri, die Kirche der Wallonisch-Reformirten und mehrere Schulgebäude mußten zu militärischen Zwecken geräumt werden. Am 8. October wurden von dem Gouverneur alle Kassen in Beschlag genommen, und keine Civil-Auszahlung erfolgte mehr. Der Präfekt äußerte auf die deshalb ergangene Beschwerden, „daß es recht gut sey, wenn die Beamten kein Gehalt erhielten, damit sie nun das gesammelte Geld wieder in

Umlauf setzten." Ganz unrecht hatte er bei dieser Aeußerung nicht.

Nach den bedeutungsvollen Tagen vom 14. bis 19. October wurde die Gestaltung der Dinge in Magdeburg von beiden Seiten ganz anders. Das Gouvernement der Franzosen ward, wo möglich, noch unbarmherziger und unverschämter, der Bürger hingegen nach den eingezogenen Nachrichten, welche der Stadt nicht fremd bleiben konnten, immer hartnäckiger, widerspenstiger. So z. B. wurde von dem Gouvernement Bauholz requirirt, um vor dem Ulrichsthor einen Heuschuppen aufzurichten. Die Bürgerschaft verweigerte aus Gründen der Unmöglichkeit, und der Gouverneur verfügte, daß am Ulrichsthor so viel Häuser niedergerissen werden sollten, bis das Holz zu dem Heuschober sich finde. — Das Drückende des Schanzendienstes war in diesen schweren Zeiten unerträglich. Greise von 70 Jahren sah man hinauswanken, als wenn sie ihr eignes Grab sich graben müßten. Die Französische Tyrannei war auf das Höchste gestiegen, denn Gouverneur und Truppen ahneten schon, nicht ohne Grund,

daß sie hier auf flüchtigen Fuß ständen und bald einen verlornen Posten haben würden. Der Französische Kaiser hatte von dem Gouverneur mit den Worten Abschied genommen gehabt: la fortresse ne sera jamais rendûe! — und er machte alle Anstalt dazu, dieses kaiserliche Wort erfüllen zu wollen. Er durfte um so unabhängiger handeln, da die Festung als Festung, oder die militärische Position von dem Französischen Kaiser noch nicht zu der freien Disposition des Königs von Westphalen abgetreten war. — Ein neuer Vorschuß von 600,000 Fr. war unterdeß wieder, andere ungeheure Abgaben nicht gerechnet, von den reichsten Bewohnern erpreßt, und der Gouverneur ging bald noch weiter. Er machte bekannt, daß der, welcher von einem Militär Holz erkaufe, binnen vier und zwanzig Stunden erschossen werden solle, und späterhin (18. November) erschien ein Publikandum des Inhalts: „es solle unverzüglich auf dem alten Markt ein Galgen errichtet werden; jeder Einwohner, welcher überführt werde, daß er Militäreffekten gekauft, solle sofort arretirt und an diesem Galgen gehangen werden." Mitten auf dem alten

Markt wurde dieser Galgen errichtet. — Beispielsweise führen wir hier die Bekanntmachung des General-Polizeikommissärs, als die Bürgerschaft dem Schießen an beiden Elbufern zuhorchte, an:

„Auf Befehl Se. Excellenz, des Herrn Divisions-General, Grafen Lemarois, Aide de Camp Se. Kaiserl. Königl. Majestät, General-Gouverneurs von Magdeburg, eile ich den Einwohnern dieser Stadt wissen zu lassen: daß ihr heutiges Betragen, indem sie sich haufenweise an die Thore und auf die Wälle begaben, wenigstens sehr unvernünftig erschien, insofern sie nicht selbst Uebelgesinnte waren; ich benachrichtige daher zugleich die Einwohner dieser Festung, daß alle Posten heute Abend den Befehl bekommen haben, künftig auf jeden Zusammenlauf von mehreren Personen, während der Zeit, daß man in der Nachbarschaft der Festung Kanonen- oder Gewehrfeuer hört, zu schießen, da jeder rechtlich denkende Mann ruhig bei dergleichen Vorfällen zu Hause bleiben, und sich nicht um etwas bekümmern soll, was ihn

nicht angeht. Magdeburg, den 8. November 1813. Der General-Polizeikommissär Schulze."

Dies unterfing sich ein sogenannter Deutscher, an Deutsche zu schreiben. Hätte der Himmel nicht Erbarmen auch mit dem Schächer am Kreuz, mit dem elendesten Bösewicht, empört müßte man ihm fluchen, ihm und seiner ganzen Geschlechtsfolge. Unwürdig des Schattens der deutschen Eiche hat er sich auch nachher zurückgezogen, irgend einen bübischen Schlupfwinkel zu ereilen. — —

Den Magdeburgern waren die großen Erfolge der deutschen Volksanstrengung im October 1813 nicht unbekannt geblieben, und sie wußten, daß der Französische, auf schwachen Säulen stehende Uebermuth, und der tollkühne Wahnsinn, so wie die freche Gaukelei, durch das Waffengeklirr wahrer Söhne des Vaterlandes am linken Elbufer sein Ziel gefunden, so wie, daß die Französische Armee in wilder Hast die Länder bis an den Rhein räumte, und auch hier vergebens dem Grimm der Sieger Widerstand zu leisten vermogte. Viele, vorher zaghafte Fürsten, schlossen sich nun an den großen, nordischen Bund

an, da der Erfolg die Erwartungen weit übertroffen, und provisorisch nahmen die Fürsten ihre Länder nach und nach wieder in Besitz, wohin Preußen hinsichts seiner Besitzungen zwischen Elbe und Weser, Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel, Churhessen u. s. w. zurechnen. Der Erfolg der Deutschen Waffen, verbunden mit den Russischen, war über den Rhein hin reißend schnell, und schon zu Ende des Jahrs 1813 organisirte Preußen seine durch den Tilsiter Frieden ihm abgerissene Elb- und Weserprovinzen wieder. Magdeburg war in einer mißlichen Stellung. Der Französische Marschall Davoust, Generalissimus der geheimen Französischen Polizei in Deutschland, dem die Elbmündungen als Feldherrn anvertraut worden, war auf Hamburg zurückgeworfen, obschon er versucht gehabt, durch das Meklenburgsche zu dringen, um Berlin zu überfallen, als dieses der damalige Kronprinz von Schweden mit einem nicht unzweideutigen Zögern, in der Art nemlich, daß er früher schon hätte vorrücken können, die königliche Residenz nicht in so große Gefahr zu setzen, vertheidigte. — Vor die

Bollwerke an der Elbe, Wittenberg und Torgau, legte sich unterdeß der Preußische General Graf Tauenzien, mit seinem Armeekorps; von Wittenbergs Eroberung erhielt er, vielbewandert im Belagern der Festen, einen besondern Namen, so wie er überhaupt in der Armee der Festungsstürmer genannt wurde. Späterhin lösete ihn zum Theil in diesem schweren, mißlichen Geschäft Prinz August von Preußen ab. Tauenzien warf nun natürlich schon sein Augenmerk auf Magdeburg, und hatte seine Kundschafter, so daß ihm nichts entgehen konnte, was von Wichtigkeit in der Festung sich gestalten mögte. Desertionen und Auswanderungen nahmen hier von Tage zu Tage zu, und Graf Tauenzien beeilte sich, nachdem er die Sächsischen Stellungen von dem Feinde gesäubert, gegen Magdeburg zu ziehen. Aber einer Belagerung sah das ganz und gar nicht ähnlich. Er wollte die vaterländische Provinz schonen, und in weiter Linie legte er seine Truppen um Magdeburg, denn die siegreichen Hauptarmeen naheten schon der Seine, und Magdeburg mußte also fallen, wenn das deutsche Eichenlaub noch einen Treffer im Glücksrad hatte.

Sein Hauptquartier war gegen Magdeburg gerichtet, anfänglich Quedlinburg, und neben ihm stand General v. Bismark, die Vorposten wurden hier zum linken Elbufer bis an die Wälle Magdeburgs geschoben, und späterhin kam das Preußische Hauptquartier der Belagerungsarmee nach Hundisburg, drei kleine Meilen von Magdeburg, am linken Elbufer belegen.

Schon seit Mitte Novembers kantonirten 5000 Franzosen in den abgebauten Vorstädten und den nahegelegenen Dörfern beider Elbufer, und ihre Erpressungen aller Art sind der historischen Schilderung der Zeitgeschichte zu unwürdig. Besonders geschah diese Plünderung unbarmherzig in Bukau, so wie auch bis Dodendorf, 1½ Meile von Magdeburg, wo alle Baumanpflanzungen an der Leipziger Heerstraße niedergehauen wurden. Am 19. November war ein Ausfall nach Eichen-Ottersleben gemacht, und am 20. erfolgte ein weit bedeutenderer an das rechte Elbufer nach Rechau, Prester, Kalenberge u. s. w. In erstern Ort verübten selbst die Offiziers Greuel aller Art, besonders erst an dem königl. Förster, und dann an dem Prediger Rath-

mann, den würdigen Beschreiber der Geschichte der Stadt Magdeburg. — Zu gleicher Zeit verfügte der Gouverneur, daß wenn am 15. Jan. 1814 weder Friede noch Waffenstillstand geschlossen seyn würde, von den Einwohnern Magdeburgs (26,964 nach der letzten Zählung) zehntausend aus der Stadt gewiesen werden sollten, jedoch mit Ausnahme der nothwendigen Professionisten. Diese Verfügung ist als militärisch-nothwendige Maßregel nicht zu tadeln. — Zu den greuelhaften Scenen gehört besonders der Ausfall nach Barleben am 30. November. Neun Einwohner dieses reichen, schönen Dorfs wurden getödtet, vierzehn verwundet; unter erstern befanden sich zwei Gebrüder Schlüter, welche ein französischer Offizier erstach. Nach Männern, Frauen und Kindern, welche sich unter den Chausseebrücken versteckt hatten, wurde von den Französischen Buben zum Kurzweil geschossen. Der bedrückten Stadt wurden am 3. December 8000 Maß Wein à 2933 Thlr. abgepreßt, um solche am 5. December, dem nachgeholten Krönungstage Napoleons, unter die Soldaten zu vertheilen. Unwürdig ließ der Präfekt an diesem Tage

in der heil. Geistkirche die gottesdienstliche Feierlichkeit durch Trommelschlag stören; und es gehörte viel Mäßigung des Kanzelredners dazu, in seinem frommen Vortrag sich durch das rohe Ungethüm böser oder kraftloser Menschen stören zu lassen. — Zum ersten Januar 1814 wurde unterdeß der Stadt eine neue Zwangsanleihe von 400,000 Fr. ausgeschrieben; das Westphälische, gehaltlose Geld lief nun in sehr schlechten Cours, und man bemerkte wohl die Ohnmacht der Französischen, auf getäuschte Spekulation gebauten Kaiserregierung. Schon am 14. December ließ der Gouverneur, zur großen Unzufriedenheit der Garnison, — denn es waren noch 1800 Stück Mast-Rindvieh vorhanden — das Fleisch von vier Pferden austheilen, und an seiner Tafel fand man es auch. — Am 15. December überfiel er Dodendorf durch einen sehr bedeutenden Ausfall. Man machte 165 Russen zu Gefangenen; die herbeigeeilten Preußen warfen den Ausfall in die Festung zurück; das reiche Dorf ging fast ganz in Flammen auf. Die Kombination mit dem Elbübergang der Russen und Preußen bei Schönebeck bildete dieses Dodendorf ge-

wissermaßen als Brückenkopf. Der Gouverneur ließ sich nicht schrecken, und befahl am folgenden Tage einen neuen Ausfall zum Kröckenthor hinaus, nach Wolmirstädt, einem sehr wohlhabenden Ort, zwei Meilen von Magdeburg, an dem Heerweg belegen. Die Beute war nicht gering, sie bestand aus 35 Preußischen Landwehrmännern, Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Wein, Kaufmannsgütern, Leder, Tuch, Leinwand, 200 Stück Rindvieh, 70 Pferden, 150 Schweinen und über 1000 Stück Schafvieh. Von den Greuelthaten der Franzosen nur ein Beispiel zu erzählen, so wurde auf dem Fräuleinstift zu Wolmirstädt an diesem Tage im Zimmer der hochbejahrten, sehr würdigen Aebtissin v. Jagow, die Wittwe des Pfarrer Böther zu Gersleben, aus Uebermuth dieses Raubgesindels des damals pestilenzialischen Süden erschossen. Ungestraft konnte der Mörder in Magdeburg wieder einziehn. An demselben Tage wurde auch ein Ausfall nach dem rechten Elbufer in das Preußische Gebiet gemacht, und die Franzosen brachten zwar, bis Zibkeleben vorgedrungen, dreizehn Wagen mit Proviant zurück; allein auch viele

Verwundete, unter andern den Generaladjutanten Vacca; denn die Preußische Landwehr hatte sich den Plünderern entgegen geworfen, und sie mit unbekannt gebliebenen Verlust zurück gewiesen. Der Schanzendienst wurde immer unerträglicher und persönlicher durch die Bekanntmachungen vom 18. Decbr. 1813 und 29. Januar und 10. März 1814. Selbst die Räumung der Kloaken, ein sonstiger Strafdienst der Baugefangenen, wurde von den Schanzengräbern gefordert. Die gefangenen Preußen und Russen, auch die Offiziere nicht ausgeschlossen, waren fortan auf die Citadelle gebracht; die Bürger hatten für deren Beköstigung und Verpflegung zu sorgen; diese Männer schienen, ein Depot grausamer Nothwendigkeit, welche vielleicht eintreten könnte, dorthin gebracht zu seyn. — Den Sylvesterabend feierte die Französische Garnison mit einem Ausfall nach Nieder-Dodeleben; 150 Stück Schafvieh waren die vorzüglichste Beute. Im Lauf dieses Monats waren unter andern von dem Französischen Gouvernement noch requirirt: 900 Pfund Medikamente, 800 Flaschen alter Wein, 77 Pfund Schweinefleisch, 5900 Paar

Schuhe, 580 Ellen Leinewand, 487 wollne Decken, 4267 Breter, 154 Stück Bauholz, und außerdem Sparren, Oefen, Laternen, Leuchter, Lichtscheeren, Aexte, Sägen, sogar 300 Feuerstähle, Spaten und Schaufeln, Stricke, Salpeter, Spiesglas u. s. w. So bettelarm an den nothwendigsten Bedürfnissen war eine Belagerungsarmee in Magdeburg eingezogen gewesen! Diese Hungerleider erinnerten an die Zeiten der Hunnen und Tataren, und doch fanden ihre Schmeichelreden noch jetzt bei den Magdeburgern, aber auch nur bei dem Geschmeiß, dem Auswurf des alten Stammes, nicht nur spitzbübische Handlanger, sondern auch Spione, die bis Burg streiften, und in falschem Reichthum sicher, den Preußischen Auflaurern in die Hände fielen. Einstweilen wurden diese Schurken im Preußischen asserirt, nachher aber wieder frei gegeben, und der Verachtung ihrer ehemaligen Mitbürger überantwortet, — der empfindlichsten Ehrenstrafe, die es giebt.

Am 3. Januar 1814 machte die Magdeburgische Garnison einen sehr bedeutenden Ausfall nach allen Seiten hin, und drängte sich am lin-

ken Elbufer bis Hundisburg vor. Auf der Zitadelle standen unterdeß die Kanoniere mit brennenden Lunten an dem Geschütz, weil die Stadt fast ganz von der Soldateska entblößt war. Erst nach drei Tagen kamen die letzten Franzosen in die Stadt zurück, aber auch mit vielen Verwundeten, die sie bei sich führten. Mit reicher Plünderung gemeiner Erpressung beladen, führten sie nur einen Russischen Gefangenen bei sich. — Unter dem in den Kirchen u. s. w. der Stadt aufgestellten Rindvieh war unterdeß durch Verwahrlosung eine Seuche ausgebrochen, und es fielen von 1700 aufgestellten Stück in Zeit von 14 Tagen 1100 Stück, so daß nur noch 600 Stück übrig blieben; das gefallene Vieh wurde durch militärisch requirirte Fleischer und ihre Gehülfen eingepökelt, und der strengen Jahreszeit allein ist es zuzuschreiben, daß der mephitische, pestilenzialische Geruch nicht epidemische Krankheiten erzeugte.

Am 12. Januar machte die Garnison einen neuen Ausfall über Ottersleben, am linken Elbufer, und die Beute des Tages war 40 Pferde und etwa 1000 Schafe. — Wir erwähnten vor-

hin des auf dem alten Markte errichteten Bürgergalgens. Am 26. Januar 1814 wurde ein Magdeburger Einwohner (Arbeitsmann Voigt) daran gehängt; er war beschuldigt, Militär-Effekten gekauft und einen Holländischen Soldaten zur Desertion begünstigt zu haben. Wie mußte der gepreßte Delinquent schmachten, nach dem Hungertode! Das Patentwesen hatte auch die Regeln des Scharfrichteramts zerstört, doch die alte Ordnung trüber Zeit solcher nothwendigen Strenge war zur Verachtung geblieben; der Ton der Zeit nahm die Wahrheit hinweg, und schmückte sie sich vergeblich zu glänzendem neuen Besitz. Der Pächter der Scharfrichterei behauptete, das Hängen gehöre für den Abdecker, und überhaupt sey er kein zünftiger Meister. Er wurde sogleich zum Gefängniß abgeführt. Die Abdeckerknechte waren vor dem Thor beschäftigt, einer von ihnen wurde endlich auf der Straße requirirt; man requirirte eben so Leiter, Strang, große Nägel und erst Abends gegen 6 Uhr ward der Delinquent bei requirirten Laternen von der Todesangst zum Tode gebracht. — Nächst ihm wurde am 16.

Februar 1814 der Ackermann Bruchmüller, der vier Holländischen Deserteurs durchgeholfen haben sollte, an diesem Galgen gehängt.

Die Folgen der Französischen Uebernehmung in der Gewalt zeigten sich schon im Januar merklich. Rothensee, eine bedeutende Stellung am rechten Elbufer, mußte verlassen werden, da der Ort gänzlich ausgehungert war, und die Sterblichkeit der Garnison immer auffallender und bedeutender wurde. Um diese Zeit requirirte das Gouvernement auch 1,000 Ellen Tuch, 30,000 ℔ Leder und für 16,000 Paar Schuhe 103 arme Schuhmacher und Gesellen, und außerdem, — wer sollte es glauben! — 2812 ℔ diverse Medikamente und 68 ℔ Schwefelblumen für Krätzige; da zuletzt zu der Bereitung der Krätzsalbe auch nicht einmal Oel geliefert werden konnte, mußten 600 ℔ Lichte eingebracht werden. Von übrigen, ungeheuren Lieferungen reden wir nicht einmal. — Die Strenge des Winters schien das Holz knapp zu machen, und der General befahl, daß jeder Bürger täglich für 12 Mann Holz liefern solle, bei Gefahr, daß sein Haus niedergerissen werde.

Diese Aufbringung war unmöglich, und mit Erlaubniß des Gouverneurs wandte sich eine Deputation der Bürgerschaft an den belagernden General Graf Tauenzien. Dieser schrieb zurück:

„Den mir in einem an mich unterm 18. dies. „erlassenen Schreiben geschilderten Mangel an „Holz in Magdeburg, bin ich gern bereit zu „verringern. Ich werde daher das Königl. „Militär-Gouvernement zwischen Elbe und „Weser ersuchen, wöchentlich vom 1. März „an 25 Klaftern Brennholz heranfahren zu „lassen, deren Verkauf außerhalb meiner Vor„posten an Magdeburgs Einwohner ich gestat„ten will; es versteht sich jedoch von selbst, „daß der Gouverneur von allen strengen, in „dem Arreté vom 18. angekündigten Maßre„geln absteht, und ich darüber Gewißheit er„halten muß. Ich ersuche, den Einwohnern „Magdeburgs mein Bedauern über ihre je„tzige bedrängte Lage zur Kenntniß zu brin„gen; ich werde mit Vergnügen alles zu ih„rer Erleichterung beitragen, was nicht den

„allgemeinen Zwecken entgegen läuft. Haupt=„quartier Quedlinburg, den 21. Februar 1814.

Tauenzien."

Auf diese, bald in Umlauf kommende, tröstende Nachricht wurden auch die Deutschfranzosen in der Stadt behutsamer, und der Gouverneur stand nicht allein von der Holzrequisition ab, sondern erlaubte auch den bedürftigen Bürgern das Ausroden der Holzstämme aus der Rothenseer Forst. — Das Belagerungskorps feyerte unter dem 24. Februar zu großem Aergerniß der Garnison den entscheidenden Sieg der Alliirten bei Brienne im Anmarsch auf das stolze Paris durch Kanonendonner von allen Seiten her, und dem Gouverneur mit seinem sowohl Französischen, als leider! auch deutschen Anhange ward es immer unheimlicher in der Festung. Abgeschmackt genug wurde dagegen von dem Französischen Gouvernement am 7. März ein Freudenschießen verfügt, weil der thorhaften Angabe nach, Spanien einen Separatfrieden geschlossen, und 200,000 Mann unter die Französische Waffenmacht gestellt habe. Fern

von der Wahrheit waren Napoleons dienstbare Geister reich an Erfindung und Täuschung aller Art. — Die Noth in der Stadt wurde so groß, daß im Monat März 1814 allein nahe an 14,000 Familien auswanderten; unerträglich war das Leben des redlichen, vaterländischen Bürgers in dem von Freund und Feind schwer bedrängten Ort.

Die Desertionen nahmen zu, besonders unter den Holländern; ein gutes Zeichen; denn unter den Holländern galt noch die freie Werbung. — Am 1. April machte ein Theil der Garnison einen Ausfall nach Ottersleben hin, 6,000 Mann stark mit 20 Kanonen. Sie wurden von der Preußischen Uebermacht bis an die Thore zurückgeworfen, und die Preußen kamen bei diesem Zurückwerfen so nahe, daß von der Sternschanze und von der Napoleonsschanze auf diese Verfolger mit schwerem Geschütz geschossen ward. General Baniol, auch ein Adjutant des General Lanusse, befanden sich unter den schwer Verwundeten, welche 200 an der Zahl in die Stadt zurückgebracht wurden; Mittag war noch nicht

vorüber, und an Beute nicht zu denken; die Preußischen Waffen gewannen wieder Respekt.

Schon am 10. April erhielten die Belagerer die freudigen Nachrichten von dem unaufhaltbaren Vordringen der Verbündeten gegen Paris, von deren Siege unter den Mauern von Paris. So sehr diese Nachricht ermuthigte, so schlug auch zu selbiger Zeit der Gouvernementsbefehl wieder nieder, daß Magdeburg (die Stadt) für das gesperrte Departement, monatlich 100,000 Fr. zahlen solle. Das war unmöglich. Eine Deputation der Bürgerschaft verfügte sich am 3. April zum Gouverneur, ihm dies vorzustellen. Er erwiederte kurz, „daß, wenn er ein halbes Dutzend der Widerspenstigen habe hängen lassen, die Herbeischaffung wohl möglich seyn werde." Tröstend fügte er noch hinzu, daß dies nur ein kurzer Vorschuß sey, indem ganz Frankreich in Masse aufgestanden, die Alliirten von weiterm Sengen, Brennen und Plündern abzuhalten. Welche unverschämte, doppelte Aufschneiderei in dem Munde eines Mannes, der einen so hohen Posten bekleidete! — Die schwere, auf 1034 Individuen vertheilte neue Anlage sollte eingezogen

werden, aber niemand bezahlte vorläufig, weil am 16. April die Nachricht gewiß ward, daß Unterhandlungen zwischen Graf Tauenzien und General Lemarois in Gefolge der Operationen der Hauptarmeeen angeknüpft seyen. Fortan begünstigte der Gouverneur den freien Aus- und Eingang aus der Stadt, und am 21. April hatte er selbst mit dem belagernden General vor Olvenstedt eine, jedoch kurze Konferenz. Schon am 24. April wurde der lästige Schanzendienst eingestellt und die Gefangenen entlassen. Am 25. April ward Handel und freier Eingang der Zeitungen wieder erlaubt, der Galgen weggerissen, und — — am 24. May huldigten in Magdeburg die Französischen Truppen König Ludwig dem Achtzehnten, dem Vielgewanderten, und steckten die weiße Kokarde statt der dreifarbigen des Napoleonischen Kaiserthums auf, nachdem vorher Napoleon zu Fontainebleau am 11. April für sich und seine Nachkommen schriftlich auf die Kronen von Frankreich und Italien Verzicht geleistet, und bereits am zwölften April zu Gunsten der Bourboniden, zwischen den Bevollmächtigten der

verbündeten Mächte und Ney, Macdonald u. a. m. die Präliminarien des nachherigen Pariser Friedens geschlossen waren. Welch' ein Festtag für die Patrioten der Stadt, welch' ein bedrohender Angsttag für viele Buben!

Am 16. May verließ ein großer Theil der Nichtfranzosen (Militärs) bereits die Stadt. Die Alt-Oestreichischen, Hungarischen und Oberitalischen Truppen führte der Major von Chuich an, und vor dem Abmarsch stellte er eine neue Ori-Flamme, ein Pannier hoher Erinnerung ihnen auf, indem er eine schöne Fahne entfalten ließ. Auf der einen Seite der Kaiserlich-Oestreichische Doppeladler in gelbem Grund, und auf der andern das reiche Kronen-Wappen der Ungarn im blauen Felde. Er sagte vor der Front die kräftigen Worte, welche einer Erwähnung verdienen und historisch richtig sind:

„Brüder und Waffengefährten! Hier ist der Adler unsers gerechten Monarchen, nach welchem wir schon seit 14 Jahren seufzen; hier das Kroatische Wappen, welches uns unsern Landsleuten zuführen wird. Dem Kaiser Franz verdanken wir die Rettung unsers Vaterlandes, die Be-

freiung von dem Joche der Tyrannei, die Wiedervereinigung mit unsern Brüdern. Es bedarf wohl keiner Erinnerung mehr an die Treue und Anhänglichkeit an das Oestreichische Haus, und ich füge nur noch hinzu, Euch auf dem Marsche so zu betragen, daß wir kein schlechtes Andenken in Deutschland zurücklassen. — — Obwohl die Franzosen uns seit acht Monaten keine Löhnung gegeben haben, (und doch hatte der Gouverneur bereits über 2 Mill. baar erpreßt) so hat der General v. Tauenzien desto edler sich bezeigt. Er hat mir eine Summe angewiesen, womit ich euch während unsers Marsches unterhalten werde. Erkennet die Rechtschaffenheit der Preußen, und zugleich die Unmenschlichkeit derer, für welche wir leider! so lange Gut und Blut opfern mußten!"

Die am 19. May abziehende halbe Division des Generals Lanusse nahm den Polizeykommissär Schulze, den infamsten Menschen einer unter und von ihm gebildeten Bande der Sage nach mit. Der Bube durfte seines Lebens sich nicht sicher wissen, wo Freiheit wieder galt. Seine zurückgelassenen Papiere gaben den vollständig-

sten Aufschluß über den beklagenswerthen Zustand der Moralität, denn nach den geheimen Gehülfen der Polizey konnte auch nichts, durchaus gar nichts! verborgen bleiben! Manche der Einwohner Magdeburgs und der Umgegend waren durch die spitzbübischen Anlockungen der Franzosen bethört gewesen; die Preußen aber wußten späterhin, und schon jetzt sehr wohl zu unterscheiden, wo einfältige Gutmüthigkeit, oder pfiffiges Rechnungswesen, wo lustige Unbesonnenheit oder schlaue Berechnung unter den Verräthern dominire, und danach wurden die Maßregeln gestellt, blieben aber durch ein nachheriges Ministerialwesen in ihren Grundregeln nicht überall stehen. — Großmüthig genug betrug sich nachher der rechtmäßige Besitznehmer, denn von den Papieren des General-Polizey-Kommissärs, welche viele Privatpersonen beiderlei Geschlechts, man rechnet deren über funfzig in der Stadt, der Mitwirkung an der schändlichen geheimen Polizey beschuldigen mußten, wurde kein Gebrauch, mindestens kein öffentlicher, gemacht, um dadurch nicht eine ganze, große, unwürdig alter Regentschaft entzogene Stadt zu

schänden. — Am 21. May verließ eine zweite Kolonne Franzosen unter Begleitung des Präfekt Bercagny die Stadt, und am 23. folgte der Gouverneur Graf Lemarois mit der dritten Kolonne. Daß die Truppen mit allen Ehrenzeichen abzogen, ist wohl nicht anführungswerth, da nach dem Stand der Dinge, und den Verträgen von Fontainebleau und Paris die Magdeburger Garnison wohl kapituliren mußte. Die Preußischen Uebernahme-Kommissarien waren instruirt, nur das zum unmittelbaren Kriegsdienst Gehörige zu verlangen, und alles Geraubte den frühern Eigenthümern oder Besitzern zurück zu geben. So wurden in Preußische Hände denn geliefert 841 Stück schweres Geschütz, worunter 405 von Metall, 32,000 Gewehre, 4,500 Säbel, nahe an 9000 Ctnr. sehr gutes Pulver, Blei- und Eisenkugeln aller Art in ungezählter Menge, und Lebensbedarf aller Art für eine Garnison von 18,000 Mann auf fünf Monat. Letztere Beute ist besonders nicht ohne Bedeutung, wenn man erwägt, was außer den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen dazu

gehört, eine solche Verpflegung vollständig zu nennen. —

Am 24. May 1814 zog der Preußische General Graf Tauenzien mit seinen Nationalen in Magdeburg ein, und gab die Stadt dem Vaterlande wieder. Die Pamphlets aus dieser Zeit, gegen die Französische Regierung geschrieben, (z. B. „die geheime Geschichte des Königreichs Westphalen u. s. w.) sind keiner geschichtlichen Beachtung werth, denn die Geschichte muß nur auf den Thatbestand sich verlassen dürfen. — Der Preußische, diese Festung wieder einnehmende General war so wohl unterrichtet von dem vorherrschenden Gesellschaftston, durch Franzosen eingeführt, von dem, den Mittelstand moralisch verderbenden Patentwesen, von der überflüssigen Aengstlichkeit der Einwohner zur Bewirthung der Einquartierten, daß er sich beeilte, den Allzudienstfertigen sogar Einhalt zu thun. „Vergessen und vergeben!" war sein Symbol, und zur Ehre der Preußischen Waffen ist es ausgeführt. Nicht unwerth schrieb ein Dichter bei der Eroberung oder vielmehr bei der Wiederbesitznahme Magdeburgs:

„Heil Deutschlands Rettern! Heil dem Volk
der Brennen!"
„Noth einte sie — Glück wird sie nimmer
trennen!"

Die königlich Preußische Amnestie ertheilte nun Manchem, der seines Französischen Glaubens sich wohl bewußt seyn mußte, Sicherheit, und viele, vorher Französisch gesinnt gewesene spreizten sich damit, die eifrigsten Preußen zu seyn, welche es nur geben könne. Man erkannte freilich die Vögel an ihren Federn, welche sie lange genug getragen hatten; allein was vermag der Nepotismus nicht in einer so schnell überraschenden Zeitentwickelung; erst späterhin findet man die Mißgriffe. Der damalige Preußische Staatsrath, dermalige Finanzminister v. Klewiz, zu einer im Magdeburgischen sehr ausgebreiteten Familie gehörig, organisirte als Civilgouverneur die wieder eroberten Provinzen zwischen Elbe und Weser, und eilte nach der militärischen Besitznahme selbst dorthin. Mit großer Willkühr und Befugniß in den jetzt neuen Provinzen Beamte anzustellen, versehen, hielt es schwer, der feinen Schmeichelei der Wegelaurer aller Klassen sich zu entheben; zur Ehre muß man ihm aber nachreden: daß er sehr redlich handelte, und die Bürgerkrone verdiente, welche ihm überreicht wurde. Erst spätere Zei-

ten werden seine Verhältnisse damaliger Zeit entfalten. — General Tauenzien erhielt ein kostbares Schwerdt, und mehrere dauernde Erinnerungszeichen nicht allein der neuen Besitznahme der Stadt, sondern auch des hochwichtigen Befreiungsjahrs prangen in der Kathedrale in still gebietender Schöne.

So war denn Magdeburg, eine der Grundsäulen des Preußischen Thrones, dem rechtmäßigen Bundesfürsten wieder gegeben; und möge der Himmel es verfügen, daß mit allen Wettern das gestört wird, was unfreundliche Mächte gegen die bedeutendste Brustwehr des Elbstroms, Magdeburg, ausspinnen wollten!

Möge der Himmel es geben, daß die siebenjährige Aussaat böser Früchte unter Napoleons Regentschaft nicht auch in dieser Stadt, heimlich fortschleichend unter der Erde, böse Fruchtpilze der Mitternachtserde gebähre; möge Magdeburg ganz wieder in dem Glanze und Flor prangend da stehen, durch welchen es seit langen Jahrhunderten mehrmals, diese einzelne Stadt! das Schicksal der Völkerkriege entschied; möge aber auch Magdeburg nie wieder in die Stellung gebracht seyn, ein so entscheidender Punkt der Kriegsbestimmung zu werden.

# Ernst der Zweite

Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Integer vitae, scelerisque purus
Non eget Mauri jaculis, neque arcu,
Nec venenatis gravida sagittis,
Fusce, pharetra.

Horat. Od. Lib. I. od. XXII. pr.

## Ernst der Zweite
### Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Das Wort: „Sachse, Sachsenland" ist vielleicht eines der ältesten Germanischen Ursprungs; ungewiß ist daher auch eine unbestreitbare Auffindung des Stammorts. Mehrere Geschichtsforscher wollen es herleiten von „Sanx" oder auch „Sax" einer Art langem Dolch von geschliffenem Stein, welchen die alten Celten bei sich trugen, und das Wort „Axt" giebt dieser Auslegung einige Wahrscheinlichkeit; annehmbarer scheint aber die Aufstellung zu seyn, daß es herkommt von „saten" oder,, sassen", nemlich die, welche bei der großen Völkerwanderung, die im fünften Jahrhundert von Nordwest nach dem Süden herab stürmte, sich nicht vertreiben ließen, sondern fest saßen. Viele streitbare Stämme verließen auch damals ihr Besitzthum nicht;

und wenn wir schon die Benennung „Sachsen" unter Karl dem Großen durch ganz Deutschland verbreitet finden, so sollte man annehmen müssen und dürfen, daß die, welche am Boden saßen oder sitzen blieben, zuerst damit bezeichnet wurden. Ptolemäus führt übrigens zuerst die Saxones im südlichen Theil der cimbrischen Halbinsel an, und versetzt sie in ihrer Ausbreitung zwischen die Weser und Elbe bis an den Fluß Chalusus (Trave.) Die Ostphalen, Westphalen und Angarier (nach einigen Angrivarier) waren späterhin die Hauptstämme dieses kräftiger sich verengenden Volkes der Sachsen. Sie waren den Römern durch ihre Einfälle in den Theil Germaniens, welchen jene besetzt hielten und befestigten, furchtbar geworden (Ammian. Marc. XXVIII. 5. XXX. 7.) und diese Sachsen waren die mittelbare Veranlassung, daß bei dem Verfall Roms die Legionen, die Statthalter zurückberufen, die Bollwerke aber geschleift wurden, und Germanien seine Selbstständigkeit wieder gewann. Von diesem Schleifen der Römischen Bollwerke schreiben sich noch jetzt viele Trümmer her, welche man zu traurigen Monu-

menten der Zerstörung weit späterer Glaubenskriege machen will. — Diese tapfern Sachsen waren es auch, welche im Jahr 426 und schon vorher, nach England hinübergerufen, dort die Ordnung der durch den Abzug der Römer fessellos gewordenen Inseln wieder herstellten, und durch Egbert aus ihrer Mitte die Angelsächsische Heptarchie, das jetzige Großbritannien, dieses stolze Reich, gründeten. (449.) Sprache der Briten und der Niedersachsen sind auch jetzt noch verwandt. — — Der nutzlose Versuch Karls des Großen, diese Sachsen zu bändigen, wurde unter den Ottonen zwar fortgesetzt, aber mit Verlust der kaiserlichen Gewalt, und gleichfalls nutzlos. Als Otto I. nach Italien ging, und vorher sein Haus bestellte, übergab er seinem Günstling, Herrmann Billung, den größten Theil Sachsens als Lehen, und finstere und kriegerische Jahrhunderte verfinsterten jetzt in wilden, rohen Gemenge alles das, wessen die Muse der Geschichte, die nach Klarheit strebt, bedarf. — In allen Stürmen der Zeiten finden wir, daß die Sachsen sammt ihren Führern sich gleich blieben, und — wenn man hier in Emphase

sprechen darf — zu der Stammwurzel der deutschen Eiche von einem hohen Fatum designirt waren.

In reiner, historischer Wahrheit finden wir erst wieder Friedrich mit dem Zunamen des Streitbaren, der mit fürstlicher Würde ganz Sachsen beherrschte, und dem sein Sohn, Friedrich der Gute († 1486.), in der Regierung folgte. Von diesem stammen die Trennungen des großen, herrlichen Sachsenlandes ab, indem er die Ernestinische und Albertinische Linie feststellte, und die Kurwürde von der theilbaren Seitenlinie für immer trennte. Ernst der Fromme († 1675.) theilte sein herrliches Thüringer Land unter seine fünf Söhne, wobei dem ältesten, Friedrich dem Ersten, Gotha zufiel. Diesem folgte ihm Jahr 1691 Friedrich der Zweite, und dann regierte von 1732 dessen Sohn, Friedrich der Dritte. Er vermählte sich mit Louise Dorothea, einziger Tochter Ernst Ludwigs, Herzogs zu Sachsen-Meiningen, einer der geistreichsten Fürstinnen ihrer Zeit. Der nachherige Herzog Ernst, von dem wir reden, war der zweite aus dieser Ehe

entsprossene Prinz, geb. d. 30. Jan. 1745. — Er zeigte schon in früher Jugend eine Vorliebe für den Soldatenstand, die ihm in spätern Jahren nicht ganz eigen blieb; und sonderbar, daß schon bei dem Knaben die Anneigung zu der abstraktesten der Wissenschaften, zu der Mathematik, sich äußerte. Beide Anlagen wurden von der Mutter besonders zu fördern gesucht, da er, als zweiter Prinz, für den Soldatenstand wohl bestimmt zu seyn schien. Bei der oft sehr geringen Appanage eines solchen Prinzen konnten die reichsfürstlichen Häuser auch nicht leichter und schneller Zulage bewirken, als durch das Eintreten in fremde Kriegsdienste. — Der Tod des Erbprinz Friedrich († d. 9. Jun. 1756.) gab seiner Erziehung eine andere Tendenz und Richtung, denn er war nunmehr Erbprinz, und sollte zu dem Regentenleben vorbereitet werden. Unter Leitung des geheimen Justizraths Pätter wurde ihm das gelehrt, was zum Staatsrecht, zur Staatsökonomie und Staatsverwaltung gehört, und außerdem hatte er in alten und neuen Sprachen einen vermehrten Unterricht bekommen. — Mit kindlichster Zärtlichkeit hing er

an seiner geistreichen und gemüthsvollen Mutter. Eine auszehrende Krankheit führte die durchaus edle Fürstin im October 1767 hinüber, und Prinz Ernst verlor unendlich viel an ihr. Er selbst mußte die Fäden seiner Entwickelung erst aufsuchen und dann ausspinnen aus eigner Helle des Geistes, diese Fäden, welche von der wohlbedächtigen Mutter so gut berechnet angeknüpft gewesen! — Ernst war den Lehrlingsjahren entwachsen, und trat mit seinem jüngern Bruder, August, im März 1768 eine Reise an. Es war ihm selbst daran gelegen, im Auslande sich umzusehen, und seine Kenntnisse dadurch zu erweitern. Er ging in das 23ste Jahr, und war lebenslustig, lebendigen Geistes, jedoch dabei immer ernst, zum Lachen brachte er es selten. In Meiningen gleich lernte er seine nachherige Gemahlin kennen, und warf sein Augenmerk auf sie. Von hier ging es durch einen großen Theil Deutschlands; über Mainz bis Bonn fuhr man den Rhein entlang, und nun weiter zu Lande nach dem Haag, von wo sein Bruder, Inhaber eines Niederländischen Regiments, nach Herzogenbusch abging, dies Regiment zu mustern.

Die Brüder trafen sich wieder, und reiseten, sonderbar genug, erst nach Calais, und dann über den Kanal nach England, welches Prinz Ernst, bis zu Hochschottland hin, prüfend durchschauete. Vier Monate dauerte der kostspielige Aufenthalt in England, und die sehens- und beachtungswerthesten Gegenstände der wichtigen Insel waren nicht unbemerkt geblieben. An dem glänzenden Hof von St. James wurden die Sächsischen Prinzen mit einer Zuvorkommenheit, welche in Verlegenheit setzte, aufgenommen. — Es ging nun von Tower auf Calais über den Kanal zurück, und Prinz August schied von seinem Bruder wieder nach Herzogenbusch. Der Erbprinz Ernst nahm seinen Weg auf Paris, wo er bei König Ludwig dem Funfzehnten eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand; und wißbegierig wie er war, fand er in Paris, den Nachlaß des großen Jahrhunderts Ludwig des Vierzehnten!! ein reiches Feld für sein unermüdliches Streben! Das südliche Frankreich, besonders die Ruinen der Denkmäler Römischer Größe jenseits der Loire, jene Monumente, welche an die Großthaten der Punischen Kriege er-

innern, wünschte er noch zu sehen, allein Nothwendigkeit rief ihn nach Deutschland, nach seinem Erbtheil, nach Gotha, davon zurück. Sein Vater kränkelte bedeutend, und Ernst ward zurückberufen. Im Januar 1769 kam er wieder in Gotha zu allgemeiner Freude an. — Zwei Monate nachher (21. März 1769.), vermählte er sich mit Marie Charlotte Amalie, ältester Tochter des Herzog Anton Ulrich von Sachsen-Meiningen, und führte ein stilles, häusliches, achtungswerthes Leben. Seine Lebendigkeit in den Studien war nur wenigen bekannt, und seine geistvolle Gemahlin nahm daran Theil. — Theoretisch hatte er schon längst in den Regentenpflichten sich unterrichtet, und jetzt, bei der zunehmenden Schwächlichkeit seines Vaters, des regierenden Herrn, nahm er auch Antheil an den Regierungsgeschäften selbst. Am 10. März 1772 starb auch Friedrich der Dritte im 73sten Jahr seines Alters, im vierzigsten seiner Regierung, und unter dem Namen Ernst der Zweite übernahm der Mann, von dem wir reden, die Regierung des Herzogthums Gotha und des damit verbundenen Fürstenthums

Altenburg. Daß man die Benennung, Ernst der Zweite, genommen, scheint ein Anstoß gegen staatsrechtliche Regeln zu seyn, da es unter den Aszendenten in der Sächsisch-herzoglichen Linie schon mehrere regierende Herren mit dem Namen Ernst giebt.

Nicht unter den günstigsten Umständen trat Herzog Ernst die Regierung an. Altenburg, ein schon dadurch merkwürdiges Ländchen, daß sich die Sitten, Gebräuche und Trachten der alten Wenden hier in solcher Originalität erhalten haben, daß, wenn man die Gränze betritt, man urplötzlich aus Deutschland versetzt zu seyn glaubt, — ist zwar an sich wohlhabend, besonders durch die einfachen Sitten und den Fleiß der Landbewohner; allein dieser Landbewohner betrachtet auch oft den Herzog von Gotha nur als seinen Schutzherrn, ist widerspenstig bei nothwendigen Besteuerungen, und Herzog Ernst fand Altenburg eben so verschuldet, als das Herzogthum Gotha, welches, frühere Verschwendungen und Unfälle nicht gerechnet, noch an den Wunden blutete, so die Schlesischen Kriege dem ganzen Sachsenlande geschlagen hatten.

Dazu kam die Ermüdung und Kraftlosigkeit des Landes, welche durch die Jahre der ungeheuersten Theuerung und des gänzlichen Kornmangels von 1771 und 1772 entstanden waren, und für einen jungen Fürsten von 27 Jahren gehörte unter diesen Verhältnissen nicht wenig dazu, mit Sicherheit, Nachdruck und zum Wohl der Unterthanen das Heft der Regierung in den Händen zu halten. — Ein Altenburger Bauer, Hans Friedrich Stube, auf den wir späterhin wieder zurückkommen werden, sagt unter anderm hierüber zu seinen Landsleuten in einer Rede vom 10. März 1797, zu einer Zeit, wo die Altenburger einige Widersetzlichkeit gegen nothwendige landesherrliche Verordnungen blicken ließen: „heute sind es gerade 25 Jahre, daß unser guter Landesvater starb. Nun paßten wir auf, was sein Erbe (Herzog Ernst) thun würde, ob er auch so gut, so herablassend und so gerecht seyn werde, als sein verstorbener Vater war. — Wir wollen nun sehen, ob wir uns in unsern Hoffnungen täuschten. — Zuerst bestätigte der neue Regent alle alte Diener seines Vaters in ihren bisher gehabten Aemtern.

Denn, glaubt's mir Landsleute, es taugt selten etwas, wenn wir unsere Wirthschaft mit lauter neuem Gesinde anfangen. So ist's auch mit den großen Herrn; da kommen öfters Neulinge, die noch gar nicht in den Fächern gearbeitet haben, denen sie nun vorstehen sollen, oder wohl gar Fremde, welche die Landesverfassung nicht kennen, an's Staatsruder, und da entstehen Mandate und Verordnungen, die entweder nicht gehalten, oder wohl gar widerrufen werden, und am Ende wird's zum Gespötte; wie ich denn auf meiner ersten Wanderung in's Reich vor eilf Jahren, in einem dortigen Lande ein Paar Leute sich mit einander zanken hörte, und einer zum andern sagte: Du thust so grimmig, wie ein fürstlicher Befehl, der nichts gilt. — — Der Regierungsantritt unsers neuen Regenten fiel in einen sehr traurigen Zeitpunkt, nemlich in's Jahr 1772, in welchem Theurung und Seuchen ganz Europa verwüsteten. Unser sonst sehr gesegnetes Land, das immer Ueberfluß an Getraide hat, und insonderheit der gebirgischen Nachbarschaft zur Kornkammer dient, war so ausgeleert, daß sich die Einwohner aus fremden

Landen Brod verschreiben mußten. Schon unser voriger Fürst hatte die weisesten Anstalten dazu getroffen; allein er starb darüber, und unserm jetzigem Landesvater ward es vorbehalten, seinen Kindern Brod zu verschaffen. Seine ersten landesherrlichen Verordnungen enthielten demnach fortgesetzte Maßregeln wider die allgemeine Hungersnoth. — Die große Verdienstlosigkeit in allen Ständen vermogte ihn, die strenge Beitreibung der Steuern von den in Armuth schmachtenden Unterthanen vor der Hand aufzuheben (1. August 1772)."

Der Altenburger Bauer spricht in dieser Rede noch über mehrere weise Einrichtungen des Herzogs sich aus, die hier, um der Zeitfolge treu zu bleiben, nicht sogleich angegeben werden können. —

Die zerrütteten Umstände des Landes wieder zu heben, und eine neue Blüthe empor zu treiben, beschränkte der junge Herzog zunächst sogleich die ganze Hofhaltung, und machte im Finanzwesen Anordnungen zu dessen Vereinfachung an Ausgaben und Vermehrung der Einnahmen. Er selbst lebte mit seiner Familie ein=

facher um diese Zeit, als gewiß mancher Edelmann oder Generalpächter zu leben gewohnt ist. Was er mehr für das Innere des Landes in der Zeitenfolge etwa gethan, davon, so wie von seinem eigenthümlichen Wesen als Mensch, nachher; jetzt müssen wir zunächst mehr in seinem äußern Leben ihn begleiten.

Es starben aus der Ehe des Herzog Ernst zwei Prinzen, Ludwig und (1779) der Erbprinz Ernst. Beide Söhne ließ er auf der Insel des Englischen Gartens, wo er für sich und seine Familie ein Erbbegräbniß erbauen ließ, den er selbst geordnet hatte, und der bald sein Lieblingsaufenthalt wurde, beisetzen. — Seine Gemahlin kränkelte, und die Aerzte schienen die zunehmende Nervenschwäche bedenklich zu finden. Kaum von England (wohin er eigentlich astronomischen und physikalischen Zweckes wegen gereist war) zurück gekehrt, unternahm er mit seiner Gemahlin eine von den Aerzten angerathene Reise nach dem mildern Süden (1786). Nach dem mittäglichen Frankreich war die Reise bestimmt, nnd ging über Frankfurt, Mainz, Strasburg, Lyon, Marseille bis Hieres. Wäh-

rend die Herzogin in Hieres ausruhte und sich in der milden Luft erholen sollte, besuchte der Herzog unter anderm sogar Mailand, Nizza, Livorno. Seine Gemahlin verweilte noch einige Zeit in Geneve, und er selbst kam im Frühsommer 1787 nach Gotha zurück. Diese zweite Reise nach Frankreich war von wohlthätigem Einfluß für des Herzogs Ideenerweiterungen, für Geschmack und Schönheitsgefühl und gereinigten Kunstsinn gewesen. Das Land hatte sich in den Jahren von 1772 an durch die weise Regierung erholt, und der Herzog konnte mehr auf die Verschönerung und Vervollkommnung der großen Partheien wenden. Für sich selbst und seine Lieblingsspielereien, wenn man Astronomie und Anhäufung bibliothekarischer Schätze dahin rechnen darf, machte er auch jetzt weit stärkere Ausgaben; aber mit strenger Redlichkeit nur aus seinem Chatull-Ersparniß. Diesem und den nächsten Jahren verdankt unter andern die Sternwarte auf dem Seeberge, mit allen ihren Einrichtungen, Instrumenten und Bedürfnissen aller Art — der seltensten eine in großem Kreise — ihre Gründung und Erhebung, und

eben so ließ er die Festungswerke um das Residenzschloß nach der Feldseite hin rasiren und in einen Park verwandeln; nach der Stadtseite hin hatte er schon ein gleiches beim Antritt seiner Regierung gethan.

Die Zeit der Französischen Revolution trat gleich von ihrem Anfang an auf Deutschland und den Geist seiner Völker bedeutungsvoll wirkend, ein. Der Herzog Ernst war ein großer Freund der Völkerfreiheit, der Volkskonstitution; darum hatte er so viel Theil an der Bildung der Nordamerikanischen Freistaaten genommen, darum bereisete er im Jahr 1791 *) noch einmal die Schweiz, und mußte also sehr gespannt auf den Fortgang der Französischen Revolution seyn. Sie entsprach seinen Erwartungen, seinen, vielleicht unausführbaren Ansichten nicht. Wie sehr er in seinen schwärmerischen, kosmopolitischen, philantropischen Träumen für Europa durch den Gang der Dinge in Frankreich

*) Hier war er unter andern in seinem Inkognito bei Lavater, der viel Rühmens von dem Herzog Ernst von Sachsen-Gotha machte.

sich getäuscht habe, beweist der Umstand, daß er um diese Zeit nur mit Mühe davon abzubringen war, zu resigniren, nach Nordamerika sich einzuschiffen, und dort als Privatmann zu leben. Als nach dem Pilnitzer Traktat ganz Deutschland sich vereinigte, die Verwegenheit der Französischen Freiheitsstürmer, das Haus der Bourbonen zu vernichten, strafen zu wollen, mußte auch Herzog Ernst sein Kontingent dazu stellen, diese Bundesarmee, welche die Rechte der monarchischen Gewalt aufrecht erhalten sollte, furchtbar zu machen. Er stellte seine Mannschaft zu der Waffenmacht des Churfürsten von Sachsen, des nächsten Schirmvoigts des Gothaischen Hauses. Lassen wir hierüber den vorerwähnten Altenburger Bauer Stube in gedachter Rede weiter berichten: „Eingedenk der Pflichten eines Reichsstandes, mußte er auch Theil an dem unseligen Franzosenkriege nehmen. Die ersten Jahre (1793 und 1794) bezahlte er ein Ansehnliches, weil er seine lieben Unterthanen den Gefahren des Krieges nicht preis geben wollte; und auch da, als er nicht länger umhin konnte, sein Kontingent zu stellen, verwan-

delte er mit großen Kosten das von ihm zu stellende Fußvolk in Reiterei, damit das Land bei einer dreimal stärkern Aushebung von Infanteristen einer Aushebung entübrigt, und weniger Menschenleben aufs Spiel gesetzt würde. Durch persönliche Freundschaft innigst verbunden mit Sachsens edlem Churfürsten, ließ unser Herzog seine Dragoner zu Friedrich Augusts tapfern Heeren stoßen, und beide theilten brüderlich am Rhein ihre guten und bösen Tage. — Auch ich machte die Feldzüge 1795 und 1796 mit, wie meine Nachbarn wissen, und war Zeuge eines Abschiedes, den ich nie vergessen werde. Als wir nemlich das erste Mal an den Rhein zogen, begleitete uns unser Landesvater bis an die Gränze seines andern Fürstenthums. Eine dumpfe Stille herrschte auf dem ganzen Wege, denn jeder dachte an seine Zurückgelassenen und an die Zukunft. — Hier ist die Hessische Gränze! — sagte des Fürsten Begleiter. — — Dragoner! wandte sich der Fürst an uns — — erhaltet den Ruhm, den das Regiment sich in ältern Zeiten erworben hat, und denkt an's Vaterland. — — Aber nun stellte sich der Mensch

bei ihm ein; sein Herz erweichte; er wollte uns das nicht merken lassen, rief uns noch ein Lebewohl! zu, und verschwand." — Diese ihm abgedrungene Theilnahme an dem Revolutions-kriege war dem Herzog überall, besonders auch mit aus kosmopolitischen und Staatsansichten, welche er nicht laut äußern konnte und mogte, höchst unangenehm gewesen. — Im Gefolge des Preußischen Separatfriedens mit Frankreich (Basel, den 5. April 1795) war auch der nach-herige Oestreichische Friede (unterhandelt Löben, den 18. April 1797 und abgeschlossen Campo Formido, den 17. October 1797) als nothwen-dig zu erwarten, und auch das Gothaische Kon-tingent zog wieder heim. Der Herzog sprach ungern von dieser Expedition gegen Frankreich.

Seine Stimmung wurde mit zunehmenden Jahren immer ernster, und besonders in der letzten Periode seines Lebens, wo er nicht ohne Grund die Befürchtungen äußerte, welche nach-her in Erfüllung gingen und Deutschland schon 1805 und schlimmer noch Norddeutschland 1806 von Frankreich ab erschütterten, und, wo auch die schöne Pflanzung des Gothaischen Landes von

den Franzosen überschwemmt wurde. Wohl ihm, dem Gutmüthigen, daß er die Katastrophe roher, kriegerischer Wildheit im Spätsommer 1806 nicht mehr erlebte! — In sich gezogen, wie er jetzt war, schon von 1798 an, rief er immer wieder den sonst genährten Wunsch, in den Stand des Privatlebens treten zu können, hervor. Schon von seinen ersten Regentenjahren an hatte er alle Gelegenheiten hervor gesucht, als Privatmann, fern von allem Glanz, leben zu können, und vielleicht aus dieser Anneigung liebte er das Reisen, weil er hier incognito freiern Raum hatte. Seiner beiden Reisen nach der Schweiz und Holland, welche er im strengsten incognito gemacht, erinnerte er sich mit dem größten Vergnügen. Aus dieser Vorliebe zum Privatleben wurde aber zuletzt entschiedene Vorliebe zur Einsamkeit, Zurückgezogenheit, fast Theilnamlosigkeit; und man würde die Gemüthsstimmung des Herzogs in den letzten Jahren einen Spleen haben nennen können, wenn sein mit Kenntnissen aller Art ausgestatteter Geist nicht Reichthum und Regsamkeit genug gehabt hätte, sich für sich selbst nutzreich zu beschäfti-

gen und der Gesellschaft entbehren zu können. Der Hof wurde immer stiller, und er verlebte die mehrsten Stunden in seinem Englischen Garten. Man darf auch mit Recht annehmen, daß Familienverhältnisse, Täuschung in mancher Art des biedersten Vertrauens mit Schuld an dieser mehr und mehr zunehmenden Liebe zur Einsamkeit waren. — Dabei aber nahm er doch immer noch Antheil an der Fortsetzung seiner Sammlungen, und war nach wie vor Wohlthäter der Armen, aber jedesmal mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn nicht zu nennen. Eben so, gelegentlich hier anzuführen, subscribirte er auf kein ausgezeichnetes Werk der Litteratur, wenn er nicht überzeugt war, daß sein Name nicht mit vorgedruckt werde. Nur immer stillwirkend wollte er, in große Bescheidenheit sich hüllend, unbekannt bleiben.

Schon im Jahr 1778 hatte ein bösartiges Faulfieber ihn ergriffen gehabt, und er war den Pforten des Todes nahe gewesen; er war wieder hergestellt worden, schien äußerlich sehr gesund, aber der Wurm des Todes war ihm geblieben. Noch an seinem letzten Geburtstage (30. Jan.

1804) fühlte er sich wohl und machte seinen gewöhnlichen Spazierritt. Aber seit Anfang Februars wurde er immer schwächlicher, lebensmüder. Ein auszehrendes Nervenfieber untergrub und verschlang die letzten Kräfte des irdischen Lebens, und er selbst in holden Traumgebilden (die Auslegung dieser Bemerkung wird sich späterhin erklären) dem Himmel schon längst angehörend, erwartete den Tod; er sehnte sich beinahe nach diesem Friedensbringer. Sein irdisches Haus war bestellt, in der Frömmigkeit, in welcher er erzogen, nahte er auch dem Ziel seiner Tage, Vertrauen zu der Zukunft ließ ihn die letzte Pein irdischer Gewalt auf seinem Sterbelager vergessen. Er betete oft still, und wünschte dabei, von den Wärtern und Pflegern unbemerkt zu seyn. In der Nacht vom 20. zum 21. April 1804 schlief er sanft ein, schmerzlich betrauert von so vielen, die unter seiner sanften Regierung sich wohl befanden, beklagt von dem engern Kreise weniger Freunde, emporgehoben zu den Räumen höhern Lichts, wohin sein Streben immer ging, von den Grazien und Musen.

In der Nacht vom 25. zum 26. April 1804

wurde er beerdigt. Seine eigne Anordnung dieses Begräbnisses, welche genau beobachtet wurde, zeichnet dem Forscher den sonderbaren Charakter noch deutlicher. Ohne alles Gepränge wollte er begraben seyn; kein Leichenstein sollte die irdische Hülle drücken, selbst der Sarg sollte vermieden werden, und neben seinen, ihm vorangegangenen Kindern wollte er ruhn auf der Insel im Englischen Garten. Ohne das allermindeste Gepränge sollte das alles geschehn; und es geschah genau nach seiner Vorschrift. Um Mitternacht ward der Leichnam, nur von Wenigen begleitet, wie er ausdrücklich verlangt hatte, vom Schloß herab nach der Ruhestätte gebracht, und an dem einfachen Grabe von den Kammerdienern im Leichentuch behutsam aus den Sarg gehoben, und in das Grab gelegt; der Sarg blieb zurück. Feine Erde wurde über den Leichnam gestreut, und so gab Herzog Ernst den Staub dem Staube wieder, ganz des Hochgefühls für den Sternenplan voll, worin er lange geschwärmt hatte. Die Nacht war eine Nacht der Begeisterung, und mit der Trauer hoher, stolzer Wehmuth schieden die Begleitenden von

dem Grabe eines Mannes, in welchem jeder einen Freund verlor, ob er gleich Herrscher gewesen. So sind die Schicksale der Menschen! Das Hohe, das Schöne, welches hier vergebens in der Planetenwelt nach einer Vollendung strebt, sehnt sich immer nach oben, und zwar so schnell als möglich; darum hatte auch der Herzog die Sargbedeckung untersagt, und begehrt, daß sein Grab nicht gesehn, sondern ganz unmerkbar bleiben sollte. Letztere Vorschrift blieb aus Zartgefühl der Hinterbliebenen unerfüllt. —

---

Wir haben bis jetzt den Herzog Ernst in seinem, historisch sehr einfachen Wirken als Regenten gesehn; es ist ein Genuß, zu seinem unbemerkbar stillen Wirken, zu ihm als Mensch, als Gelehrten, übergehn zu können, und führen wir zunächst einiges an, was er außer dem bereits Bemerkten zum Wohl der Unterthanen, zur Beförderung der Kultur, zum Fortschreiten des Zeitgeistes, zu wohlthätigen Zwecken, etwa that, und nach eigner Angabe einführte, wo er das Fehlerhafte bemerkt hatte. — Das Schulwesen

war, hauptsächlich in den Landschulen noch in dem beklagenswerthesten Zustande. Der Dorfschullehrer selbst konnte kaum richtig schreiben, kaum nothdürftig rechnen, und an Schuldisciplin, daß die Kinder zur Schule angehalten wurden, war nicht zu denken. Herzog Ernst errichtete sogleich ein Institut zu letzter Erziehung und Bildung zukünftiger Schullehrer; und die jetzige Generation erfreut sich bereits der wohlthätigen Folgen dieser fürstlichen Anordnung. — Eine Brandversicherungsanstalt (so nothwendig für jeden Hauseigenthümer) errichtete er auch sogleich (23. Jul. 1772.); darauf erfolgte (9. Dec. 1772.) eine vorläufige und später (7. März 1782.) eine vollständige Feuerordnung. — Dem zu befürchtenden Holzmangel in mehrern Gegenden abzuhelfen, ließ er für neue Anpflanzungen und für Schonung der Haue mit eigner Prüfung genau sorgen, gab strenge Verfügungen gegen Holzdevastationen, und ließ später (1789) eine neue Holzflöße anlegen, das Holz aus den holzreichern Höhen herabzuziehn in die Niederungen. — Vielen Einwohnern dieser Länder, denen Viehzucht ein bedeutender

Nahrungszweig ist, in der Kunde der Erhaltung und Rettung des kranken Viehes bessere Weisung zu geben, ließ er (seit 1773) von einem Lehrer der Vieharzneikunde unentgeldlich auf seine Kosten Unterricht geben, und in einem Mandat (16. Sept. 1776) wurde sehr zweckdienlich den Hofschmieden befohlen, die gefallenen Pferde und Rindvieh aufzuhauen und zu zergliedern. — Die sogenannten Krüppelfuhren, wonach kranke Bettler von einem Ort zum andern geschafft wurden, einen aus den Zeiten der Rohheit übergebliebenen Gebrauch, schaffte er ab (8. März 1773); eben so wurde durch eine Verordnung (11. Decbr. 1775) dem unnützen Prozessiren und dem zügellosen Advokatenwesen, welches viele Familien ruinirte, Einhalt gethan. — Der Spielwuth, worin die Thüringer damals bekannt waren, Gränzen zu setzen, hob er das Lotto auf, obschon durch diese Aufhebung die Staatskasse verlor,*) und verbot alle Glücks-

*) Im Lotto fließt das Geld immer wieder zur Kasse. Ein Altenburger Bauer setzte über seine Gartenthür die Buchstaben: D. T. H. D. L. G. Ein Ausleger, welcher wußte, daß der Altenburger im Lotto gewonnen, legte die Buchsta-

und Hazardspiele (27. Jul. 1780 und 4. Jul. 1794.). Zu Verhütung der Verheimlichung des Mordes, besonders des Mordes neugeborner Kinder, erschienen von ihm sehr zweckdienliche Verfügungen und Anweisungen an die Behörden (22. Dec. 1775 u. 1. Mai 1780.) — Während in nahegelegenen Landen die Ungarischen Olitätenkrämer, (welche mit weißem Arsenik u. s. w. die Gesundheit vergiften) und Marktschreier aller Art noch ihr Wesen treiben durften, gab Herzog Ernst schon früh (21. Jul. 1781) eine Verordnung dagegen, und schärfte diese nachher (29. Jan. 1794.) — Eine Art von Kleiderordnung, um allem unnützen Aufwand, welcher die Einwohner erschöpft, Schranken zu setzen, erließ er am 19. Sept. 1785. — Trotz dem Murren und Widerspruch der Alten ließ er schon früh (13. Jan. 1786) anbefehlen, daß die Kirchhöfe vor die Dörfer und Städte verlegt werden sollten. Viele andere Fürsten

---

ben so aus: Diese Thür hat das Lotto gemacht. Ein anderer aber, der wußte, daß der Mann im Lotto noch mehr wieder verloren habe, meinte, es müsse wohl heißen: Der Teufel hat das Lotto geholt. —

hatten sich noch nicht mit durchgreifender Strenge an die Ausführung dieser so wohlthätigen Neuerung gewagt, denn — die Gräber der Alten sind dem spätesten Urenkel ein Heiligthum. — Das Hebammeninstitut war auch ein Werk seiner Anordnung, und eben so erließ er ein neues, besseres Regulativ über das Vormundschaftswesen; er befahl das Niederschießen des überhand nehmenden Wildes, da es die Felder verwüstete, er sorgte für Instandhaltung des Ronneburger Gesundbrunnens, legte Chausseen an, und ließ viele öffentliche Spaziergänge um Gotha theils neu anlegen, theils verschönern; Prachtliebe zeigte sich darin nicht, aber ein sehr edler Naturgeschmack. — Dem Bettelwesen noch mehrern Einhalt zu thun, gab er noch in den letzten Jahren die Anordnung zu einem Zwangsarbeitshause, und erwartete dafür nur freiwillige Beiträge von den bei dieser wohlthätigen Einrichtung interessirten Gemeinen; die Unterzeichnungen dafür fielen aber, so viel wir wissen, nicht den Erwartungen gemäß aus, und die Anlage blieb unvollendet, wenigstens dem ersten Plan nach. — In allen diesen Verwal-

tungsangelegenheiten unterstützten den Herzog kluge Räthe, welche er, sehr besonnen, obschon er der wirklichen Welt oft fremd zu seyn schien, auszuwählen wußte; und dabei betrachtete er sie, zwar mit großer Bescheidenheit, doch aber immer nur als Räthe, indem er für sich allein Selbstdenker und scharfer Beobachter war. Wir nennen unter diesen Räthen besonders v. Ziegesar, v. Frankenberg, v. Thümmel. Sie haben bedeutenden Einfluß auf die Emporhülfen gehabt, welche dem Lande unter dieser sanften Regierung wurden.

Die Lebensart des Herzogs war sehr einfach; Mäßigung im Genuß, ohne dabei jedoch die sokratischen Scherze der Tafel vermeiden zu wollen, war seine Grundregel. Fern von Pracht und Ueppigkeit war er auch sehr einfach in seinem Aeußern. Gewöhnlich trug er bürgerliche Kleidung; nur in besondern Fällen kleidete er sich in die Uniform mit dem Orden; auch seine bürgerliche Kleidung war immer grün. Er stand sehr früh auf, und liebte demohnerachtet doch auch periodenweise die Nachtwachen, besonders zu der Zeit, als das praktische Studium der

Astronomie ihn fesselte. Von keiner einzigen der wilden, vornehmen Leidenschaften und Lüsternheiten scheint er befangen gewesen zu seyn. Seine Gestalt war einnehmend, und er wußte, wo es galt, die fürstliche Würde zu repräsentiren. Zwar war er nicht groß, aber in einem schönen Ebenmaß des Körpers aufgewachsen, und seine Haltung zeichnete ihn unter allen Versammlungen nachher aus. Auffallender, eindrucksvoller noch wurde diese, auch im Gesicht sehr edle Form, wenn man den Herzog reden hörte. Er sprach mit der Ruhe eines Stoikers, mit der feinen Rundung eines Platonikers, und mit der entschiedenen Bestimmtheit eines Solon. In dem Hofton sowohl, als in der Hofsprache, und den feinen Wendungen des Unterhaltungstons sehr bekannt, galt er schon als Erbprinz für einen der Liebenswürdigsten, so eine fremde Hofhaltung beehrte. Auf seinen vielen Reisen, die er späterhin mehrentheils des Kunststudiums und der Sammlungen wegen machte, war ihm diese Zuvorkommenheit, diese höfiche Artigkeit so zuwider, daß er alle Veranlassungen, wo er bemerkbar scheinen könnte, zu vermeiden suchte.

Spöttelnd und auch unwillig sagte er bei solcher Gelegenheit einmal: „wie kann man denn hier (Mailand) um einen inkognito reisenden Einsassen von Deutschland solche Umstände machen wollen!" Dies waren, mit historischem Grund wird es gesagt, seine eigenen Worte. —

Mögen wir doch nach diesen Anschauungen seines extensiven Lebens zu dem intensiven Leben des Herzogs übergehen. Es ist betrachtungswerther und folgereicher; jenes aber war faktisch voraus zu senden, um nun den Mann in seiner wahren, innern, gehaltvollen Größe der Wirksamkeit für das Erhabene im reinen Lichte kennen zu lernen.

Als merkwürdigen, wohlthätigen Sammler für die Gelehrsamkeit betrachten wir ihn zunächst. — Er kam in einem Zeitpunkt zur Regierung, wo die deutsche Literatur in den höchsten Flor zu kommen schien, und wo Weimar und das übrige Thüringen für die Gelehrten und schönen Geister allmählig Sammelplätze wurden. Die Erziehung des Herzogs, worauf seine geistreiche Mutter vielen Einfluß gehabt,

war ohnfehlbar der Impuls gewesen, seinen für Kunst und Wissenschaft glühenden Willen zu voller Regsamkeit zu bringen. Sie war mehr als halbgelehrte Dame, stand in vertraulichem Briefwechsel mit dem Philosophen von Sans-Souçi, mit dem launenhaft-satyrischen Philosophen von Fernay, mit d'Alembert, dem muntern Diderot, Helvetius, mit dem idealen Schwärmer Rousseau, mit der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, mit dem achtungswerthen v. Dahlberg, und überhaupt mit den größten Köpfen ihrer Zeit. Merkwürdige Briefe großer Männer fanden sich nachher in dem Nachlaß der Fürstin, aber Herzog Ernst, auf den sie übergegangen, verwahrte sie wie ein Heiligthum. Es wäre zu wünschen, daß ein Theil dieser Briefsammlung, so weit sie bekannt gemacht werden können, dem Publikum mitgetheilt würde, allein unter Herzog Ernst war das nicht möglich. Eine seiner altdeutschen Tugenden war auch die religiöse Verehrung seiner Aeltern, und nichts, was ihnen werth gewesen, gab er dem Publikum preis, also auch jene Briefe nicht. Die Taschenuhr seines Vaters, von dem Kammerdiener er-

kauft, trug er immer, und die Uhrkette, die seine Mutter gehabt, von der Kammerfrau erkauft, fand sich in seinem Nachlaß. Um auf den so eben genannten Philosophen v. Fernay (Voltaire) zurück zu kommen, so ist zu bemerken, daß dieser, der bald bei dem philosophischen König zu Sans-Souçi, bald wieder in Frankreich war, weil er als Dichter und Philosoph, als Satyriker und Freund der Wahrheit mit König Friedrich oft in gelehrten Wort- und Federstreit gerieth, auf einem von diesen Streifzügen in Gotha einkehrte, und sich hier an dem fein gebildeten, geschmackvollen Hofe so wohl befand, daß er längere Zeit verweilte, und unterdeß seine Annales de l'Empire schrieb. Der junge Prinz nahm von dem ihm gerühmten hochachtbaren Mann mehrere kleine Lehren und Deutungen an; Voltaire war sehr für den Prinzen eingenommen, indem er den Sinn für das Große, das Schöne und Edle in ihm ahnete. Folgereich war diese Begegnung des Lehrers und des Schülers. — Nachsinnend, forschend war der Herzog schon früh, und mit der Mathematik, bald nachher auch mit den schwer-

sten Aufgaben im Schach beschäftigte er sich angelegentlich. Im Schach besonders beschäftigte ihn bald die Auflösung des sogenannten Rösselsprungs, des Schlüssels vom Schachspiel. — In Sprachkenntnissen machte er rasche Fortschritte. Deutsch, Englisch, Französisch waren ihm bald ganz geläufig; Italienisch nicht so ganz, und in allen Wissenschaften schaute er um, und, was noch mehr sagen will, überall mit Gründlichkeit des Erlernens. Er sprach bald gut Latein, und liebte, es zu sprechen; fand er, sich gegenüber, einen Lateiner, der Fehler machte, so wandte er sich unwillig ab, und sagte dann wohl: ich habe meinen Casum setzen gelernt! Noch als Regent nahm er im Griechischen Unterricht, um den Homer in der Ursprache lesen zu können. — Er sprach nie über eine Kunst, Wissenschaft oder andere Gegenstände der Gelehrsamkeit, als wenn er gründlich davon unterrichtet war, und der oberflächliche Wisser, der seichte Kopf hatte dann bei ihm einen schweren Stand. So fragte auch einmal ein Münzwardein, mit dem der Herzog sich unterhalten gehabt, erstaunt über die Kenntnisse des Herzogs

im Münzwesen, einen Hofmann: wo denn der Herr das alles erlernt habe? Es war dies zu einer Zeit, als der Herzog schon in der Metallurgie, Chemie und Alchemie Fortschritte gemacht zu haben glaubte, welche ihn zu einer nicht wohlthätig einwirkenden Mystik stimmten. — Er war selbst Schriftsteller in der Astronomie, hat indeß nur weniges geliefert, und aus Bescheidenheit hat er nie seinen Namen genannt. — Seine Frömmigkeit war prunklos, aber um so reiner. So gern er in der großen Bibliothek verweilte und mit Fremden sich unterhielt, die oft nachher erstaunt darüber waren, daß Er es gewesen, der so anspruchslos mit ihnen sich unterhalten gehabt; — so fand man ihn doch des Sonntages und an hohen Feyertagen nicht in diesen Gemächern. — Ist, wie viele behaupten wollen, aus der Handschrift des Menschen etwas auf seinen Charakter, Temperament, überhaupt auf seinen Mikrokosmus und Stellungspunkt zu schließen: so spricht für den Herzog sehr die feste, schöne, nette, und doch nicht ängstliche Handschrift, die er schrieb. — Seine emsige Beschäftigung mit der Freimau-

rerei, bald nach Antritt seiner Regierung, hat zu verschiedenen Deutungen Anlaß gegeben, und die Sage verbreitet gehabt, daß er dadurch zum Sterndeuter, zum Alchemisten geworden sey. Doch, was deutet die Sage nicht deutungslos! Die Studien der höhern Physik und Mathematik lagen in dem angebornen Geistesorganismus des Herzogs, standen in keiner Verbindung mit dem Logenwesen, und lassen wir darüber einen nahen Beobachter des Herzogs reden. „Seit den Jahren 1776 und 1777 — referirt er — beschäftigte der Herzog sich emsig mit der Freimaurerei. Seine Bekanntschaft mit verschiedenen würdigen Männern, die er innig schätzte, gab ihm hierzu die erste Veranlassung, und der Gedanke, durch vereinigte Kräfte guter Menschen die moralische Wirksamkeit des Menschen noch über das Gebiet der Fürstenmacht hinaus zu erstrecken, nebst dem regen Streben nach neuen Aufschlüssen in seinen Lieblingsstudien, knüpfte ihn an den Freimaurerorden. In seinem Kodizill (welches er noch zehn Tage vor seinem Tode seinem Testament beifügte) verordnete er noch, daß von den beiden, zu Durch-

suchung seiner Papiere von ihm ernannten Geschäftsmännern alles, was Bezug auf Freimaurerei habe, oder dahin einschlage, in Verwahrung genommen, und an die große Landesloge zu Stockholm als Depot übersendet werden solle. Darunter befinden sich auch die wichtigen Bodeschen Freimaurer- und andere Ordenspapiere, die er aus dessen Nachlasse an sich gekauft, aber nie eröffnet hatte." — Schon hiernach konnte wohl unmöglich die Freimaurerei die nächste Veranlassung dazu gewesen seyn, daß der Herzog in den geheimsten Wissenschaften der Natur forschte, wenigstens nicht ohne bestimmten, von aller Schwärmerei entfernten Zweck. Dies führt uns näher auf sein Studium der Physik.

Seinen bedeutendern Unterricht in diesem raumlosen Felde erhielt er von dem Geheimen Assistenzrath Lichtenberg, und die Instrumente, die Apparate u. s. w. standen unter der Aufsicht des Sekretär Schröder. Bald ward dieses physikalische Kabinet das vollständigste in Deutschland, sowohl in Hinsicht der Reichhaltigkeit als der Auswahl. Leider! ist es nicht nach des

Herzogs Tode in seinem Zustande geblieben; unter andern wurde die Lichtenbergische Sammlung davon getrennt. Den in Deutschland einzigen Apparat der Elektrizität versuchte der Herzog, der alle Instrumente des Kabinets kannte, oft selbst bey eintretenden Gewittern zum Schrecken seiner Begleiter. — Lichtenberg las auf dem Schlosse zwei Jahre öffentliche Vorlesungen über die Physik, und der Herzog fehlte fast nie. Als der Galvanismus seine Epoche gewann, besorgte er einen reichen Apparat, lud den Dr. Ritter von Jena nach Gotha ein, und hörte bei ihm Vorlesungen über die durch Kunst zu entwickelnden Zuckungen des Nerven- und Muskularsystems. — Von den höhern Sätzen der Physik ging er zu der höhern Mathematik über, und ward Meister, besonders in der Astronomie. V. Zach, einer der kundigsten Astronomen, setzt ihn über Alphons von Kastilien, Wilhelm von Hessen und Kaiser Rudolph, welche auch in diesem unenthüllbaren Studium bedeutende Fortschritte gemacht zu haben behaupteten. — Die Sternwarte Seeberg hatte er aus seinem Ersparniß erbaut und do-

tirt. Aus seinem Privatvermögen bestimmte er einen Fond von 40,000 Thlrn., wovon die Zinsen zur Erhaltung und Vermehrung der Instrumente und für den Astronomen bestimmt seyn sollten. Er sagt darüber in seinem selbst geschriebenen Testament: „Diese Eitelkeit ist verzeihlich, und um so verzeihlicher, da sie wirklich zu dem Wohle und der Ausbreitung nützlicher Kenntnisse nicht wenig beitragen, und alles zur Ehre meiner Nachfolger gereichen wird." Sein letzter Wille wurde in dieser Hinsicht nicht ganz erfüllt. Schon nach zwei Jahren stand diese Sternwarte, die er selbst sein einziges Monument nannte, leer und unbenutzt da; die Wohnzimmer für den Astronom sollten der Angabe nach zu beengt seyn, allein diese Sage ist falsch. Der Obrist v. Zach, Oberhofmeister der verwittweten Herzogin geworden, folgte ihr erst nach Südfrankreich, dann nach ihrem Wittwensitz Eisenberg; und da hier auch eine Sternwarte erbaut wurde, so war voraus zu sehen, daß man jene Lieblingsschöpfung Ernst des Zweiten bald vernachlässigen werde. — Vor allem sorgte der Herzog aus seinen Ersparnissen für

Vermehrung der großen Bibliothek und für Bereicherung seiner Privatbibliothek. Beide sind reich an Schätzen und Seltenheiten. Die Bibliothekare Reichhard und Schlichtegroll waren beinahe nur seine Bewahrer; er selbst wählte aus und bestimmte. Zu diesen seltenen Schätzen der von ihm bewirkten Büchersammlungen gehören unter andern eine vollständige Sammlung der literarischen Ephemeriden oder der Schriften aller gelehrten Gesellschaften und Institute der alten und neuen Welt; ferner die Editiones principes et selectae der Alten in großer Reihenfolge, und sehr viel im Felde der Archäologie, wozu wir die seltene Sammlung von Incunablen (die ersten Sprößlinge der Erfindung der Buchdruckerkunst) reihen; sie ist nur Liebhabersache, diese Sammlung, aber unschätzbar. Wo der Herzog von merkwürdigen Sachen der Art hörte, ließ er mit Auswahl und Selbstkenntniß *aufkaufen*, selten aber unter seinem Namen. — Eine sehr kostbare Landkartensammlung legte er auch an, und es ist bekannt, daß Dr. Seetzen seine Reise nur durch des Herzogs Unterstützung antreten konnte. —

Das Münzkabinet zu Gotha war schon unter des Herzogs Vater der größten eines geworden; Herzog Ernst machte es durch seine Sammlung ohnstreitig zu dem seltensten und ersten in Europa; wenigstens konnte es fortan mit dem Wiener und Pariser sich messen. Er kaufte außer vielen alten Münzen unter andern die Sammlungen von Sulzer, von Schachmann, Gerning und Petriccioli hinzu, und seine Vorliebe und Kunde der Antiquitäten machte ihm die Numismatik zu einem Hauptstudium. Laien, welche davon hörten, — und wo bleibt ein Mann seines Ranges unbeachtet und unbeurtheilt! — machten denn aus diesem Studium gleich einen Goldmacher. Noch kurz vor des Herzogs Tode verlangte aus dem Gothaischen Münzkabinet der Kaiser Napoleon den Abdruck einer seltenen goldenen Münze des Calligula, ihn und seine Schwestern vorstellend; kein anderes Kabinet kann sich des Besitzes dieser Münze rühmen. Die Münze wurde auf Befehl des Herzogs in Silber und in Bronçe (der Goldabdruck mißglückte) kopirt, und dem Französischen Kaiser zugesandt. Das Original blieb in Gotha. —

In den letzten Zeiten, wo der Herzog für die Mystik noch mehr geneigt wurde, erregte das vorlängst erschienene Buch „das goldene Kalb" viel Aufsehn, und der Herzog wünschte den Namen des Verfassers, der sich in Geheimniß hüllte, zu wissen. Er befragte darum den Verleger; dieser, der Frage auszuweichen, entschuldigte sich damit, daß er dem Verfasser sein Ehrenwort des heiligsten Schweigens gegeben habe, und der Herzog stand sogleich von seinem Begehr ab. Der Verleger berichtete aber diesen Vorfall dem Verfasser, mit der Anfrage, ob er den Namen des Autors dem verschwiegenen Herzog Ernst nicht anvertrauen dürfe. Der Verfasser schrieb sogleich sehr verbindlich an den Herzog, und der Herausgeber der Nationalzeitung übersandte diesen Brief dem Herzog unter dem 16. September 1803, um hierdurch eine Bereicherung mehr im Felde der Literatur ihm geben zu können. Dessen eigenhändige Antwort, die an selbigem Tage erfolgte, ist aus vieler, nicht weiter zu entwickelnder Hinsicht, bemerkenswerth. „Werther Herr Hofrath!" — schreibt der Herzog — „Ich bin Ihnen unendlich für die

Gefälligkeit verbunden, mit der Sie meine Neugierde über den Verfasser des goldenen Kalbes befriedigt haben, und bin wirklich von dem Zutrauen, mit welchem der Verfasser mich beehrt, tief gerührt. Auch erwartete ich im geringsten nicht, daß Sie ihm darüber schreiben würden; indem wirklich kein anderer Bewegungsgrund, den Namen des Verfassers zu wissen, als die bloße Neugierde, meine Anfrage dieserhalb veranlaßte. Da ich nicht den mindesten Gebrauch von der Mitwissenschaft in dieser Angelegenheit zu machen weiß, noch zu machen gedenke: so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen als einen Beweis meiner aufrichtigen Dankbarkeit die beiden Briefe, den Ihrigen sowohl, als den, der mir so schmeichelhaft von Seiten des Herrn Verfassers ist, anschlüssig zurück zu schicken: damit daß unter meinen zurückgelassenen Papieren jener Name nie unter die Leute kommen möge. Ich kann ja von einem Tage zum andern sterben, und so würde dann die Anonymität des Verfassers verrathen, ja zu dessen Nachtheil gemißbraucht werden können; da ich's

jedoch für Pflicht halte, das in mich gesetzte Zutrauen auf keinerlei Art zu verletzen. ꝛc.

Gotha, den 16. Septbr. 1803.

Ernst H. z. S."

Zuletzt auch interessirte er sich in der deutschen Literatur sehr für das Wernersche, mit Mystik überfüllte Drama: „Die Söhne des Thales." Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, der mit den Jahren immer mehr zunehmenden entschiedenen Abneigung des Herzogs gegen Musik und Schauspielkunst zu erwähnen. Dem Psychologen muß, wenn er vorher in ihm den Philologen, den Astronomen, den Physiker gesehen hat, diese Anführung bemerkenswerth seyn. Früherhin liebte, schätzte und unterstützte er diese Künste; ein Benda und ein Schweizer standen an der Spitze des Orchesters, und ein Eckhoff, Böck, Iffland und Beck waren Stolz und Zierde der Gothaer Bühne, der vielbekannten durch ganz Deutschland, welche bald mit dem Abgang ihrer ersten Künstler auch ihren Ruhm an andere Theater abtreten mußte. Der Herzog war nicht Schuld an

dieser Vernichtung eines Geschmacks-Instituts, worauf er viel verwenden zu wollen, bereits bestimmt hatte. Denn ihm stand die Höhe der Kunst vor den Augen, und unter deren Jüngern fand er so flach-alltägliche Menschen in dem gewöhnlichen Leben, daß er auf diese Verzerrung, das Große, das erhaben-Schöne durch wirkliches Leben darstellen zu wollen, verzichtete. Abgesehen von der Anmaßung mancher Künstler, denen er selbst in der Beurtheilung des Kostüm's, des Geschmacks, überhaupt des ganzen Ton's weit überlegen war, war er auch unzufrieden mit der Possenreißerei, wie er es nannte, welche auf das Theater gebracht würde, während er nur Geschmack an Stücken im Kothurnschritt fand, wo aber seine Erwartung nie befriedigt wurde. — Freilich mußten einem tiefdenkenden Kopfe die leichten Scherze der Musen und Grazien fremd, ja! zuwider, nicht gehaltvoll genug werden! Ueberdem, Feind von allen kleinlichen Neckereien und Händeln, mußte er oft bei Theaterstreitigkeiten den Schiedsrichter abgeben; er nahm daher nicht mehr den thätigen Antheil an Beförderung der Kunst, als

früherhin, da er keine ihn ansprechende Kunstjünger, sondern nur Theaterhelden fand. Er war auch in dieser Beurtheilung seinem Zeitalter vorangegangen, und forderte von der dramatischen Kunst mehr, als sie noch zu leisten vermogte. — Für Musik hatte sein Geist von Jugend auf zu viel Wahrheitssinn, zu wenig Schwärmerei. —

Viele seiner Unterthanen hielten ihn bei seiner anscheinenden Theilnahmlosigkeit für kalt und unnahbar: allein er handelte freiwillig, wo andere zur Gefälligkeit sich zwingen; er sprach kurz und bestimmt, wo andere in gewundener Wortfügung die Wahrheit zu umgehen suchen; sein Wort war ein kurz Wort, aber ein wahr Wort. Ueberhaupt aber gehörte er zu den seltenen philosophischen Fürsten, von denen man eigentlich wünschen müßte, daß sie nicht auf einem Thron säßen. Durch die Obliegenheiten des Regenten wird der Gelehrtenwelt von diesen seltenen Geistern viel geraubt. Nicht ohne Grund beneidete daher auch Herzog Ernst das Privatleben. Er war zum Philosophen außerordentlicher Art,

nicht zum Fürsten im üblichen Verhältniß geboren; und hätte er seine Sehnsucht nach dem Privatleben schon früher in Ausführung bringen können, er würde ein hochberühmter produktiver Gelehrter geworden seyn. So aber machte ihn das Regentenleben allein zum intensiven Kopf, mit dem ein Schatz von Kenntnissen, wie selten ein Fürst besaß, dem Irdischen verloren ging.

---

III.

# Don Manuel Godoi

(Friedensfürst)

## Biographie.

Denn stolz will ich den Spanier'

(König Philipp im Schüllers Don Carlos.)

# Don Manuel Godoi
## (Friedensfürst.)

Das Leben des Don Manuel Godoi ist unbedingt nicht außer Achtung zu lassen; er hat schon mehrere Zeichner gefunden, wovon die Französischen und Spanischen partheiisch, und die Deutschen zu fern waren. Die reinsten Quellen über sein Emporkommen und Wirken findet man in freimüthigen Englischen Blättern, indem die Britischen Inseln mit der Pyrenäischen Halbinsel in steter Verbindung standen. *)

*) Aus dem Englischen ist für diese Biographie mit kritischer Prüfung manches entnommen aus New monthly magazine Nr. 50. einer sehr partheilosen historischen Zeitschrift. D. H.

Don Manuel Godoi ist geboren zu Badajoz im Jahr 1764. Die Familie, zu welcher er gehört, ist eine der alten edlen Familien, aber durch die Stürme im Innern und das Entnerven nach außen schon längst verarmt. Seine erste Erziehung ist daher auch unvollendet geblieben, um so mehr, da der Stolz des Spanischen Adels sich nicht zu der neuern Zeit und ihrem Umschwung schon damals finden mochte. — Die erste gute Ausbildung erhielt Don Manuel in Madrid, wohin er, den Schulen fast entwachsen, im Jahr 1778 kam, und mit ihm war sein älterer Bruder „Ludwig". — Aber beklagenswerth war die erste Einführung der beiden Brüder in Madrid. Sie spielten und sangen bereits meisterhaft, besonders Don Manuel, und von dem übrigen Lebensverhältniß losgesprochen, gingen sie hier auf Abentheuer aus, eine elende Frist zu verlängern.

Anfangs lebten die beiden Brüder sehr kümmerlich, und waren den herumziehenden Musikanten gleich zu achten. Man wurde aber aufmerksamer auf sie, und die Hermandad (Polizey) prüfete und erfuhr, was zu wissen nöthig.

Sie hatten Kriegsdienste gesucht, und Don Manuel wurde wegen seiner schönen Figur und mit Berücksichtigung seines Herkommens späterhin unter den königlichen Leibgarden angestellt. Dieser Dienst ist, besonders in Spanien, für den Unvermögenden ein glänzendes Elend. Man versichert, daß die beiden Brüder, welche zusammen blieben, eine geraume Zeit hindurch täglich nur etwa einen Drittel-Piaster zu ihrer Disposition hatten, daß Don Manuel oft nur wenige Maravedi zu seinem Mittagsmahl bestimmen konnte, und daß er häufig ganz nackt sich auf das ärmliche Nachtlager warf, weil das einzige Hemd, welches er hatte, gewaschen werden mußte. Aus dieser Periode des Mangels, der Beschränkung, erzählt man noch immer in Spanien viele Geschichtchen von ihm, welche reicher am Stoff der Erfindung, als an dem der Wahrheit sind. Leidenschaftlichkeit und Animosität gegen den fürstlichen Emporkömmling blicken vielmehr daraus hervor. — Der einzige, welcher in dieser schweren Zeit ihn das Leben ertragen ließ, war ein Speisewirth, der dem jungen Menschen auf ein Jahr Kredit gab, und nach dem

Ablauf des Jahrs nichts von Zahlung wissen wollte, indem das alles durch die Romanzen und zarten Lieder (boleros or seguedillas), welche der junge Mann häufig mit Begleitung der Guitarre gesungen, abgemacht sey. Diejenigen, welche meinen, Don Manuel habe sich dadurch zu einem Bänkelsänger in gewöhnlicher Taverne umher geworfen, kennen den Ton der Spanischen Sitten, die Nationalität dieses Volkes nicht.

Nach einiger Zeit wurde der ältere Bruder, Ludwig, der auch die Guitarre spielte und gut sang, mit einer Kammerfrau der Königin bekannt. Die Königin, Louise Marie Therese, geborne Prinzessin von Parma, Gemahlin des regierenden Herrn, König Karl des Vierten, war bekannt als große Freundin und Beschützerin der Musik und des Wohllauts im Gesang. Die Spanische Grandezza nicht beachtend, war sie in früherer Zeit eine große Freundin des Schönen, wo sie es ansprechend fand. Die Kammerfrau benutzte diese bemerkbare Liebhaberei der Königin, und wußte es zu ordnen, daß Don Ludwig Godoi in den Gemächern der Königin

spielte und sang. Er wurde mit Beifall aufgenommen, und der Beifall wurde immer lauter und lebendiger; die Königin zeichnete den Spieler und Sänger vor andern ganz vorzüglich aus. Einst applaudirte sie ihm selbst, und Ludwig Godoi sagte, in Bescheidenheit sich hüllend: „wie würde die Monarchin mit dem Spiel und Gesang meines Bruders, gegen welchen ich nur ein Schüler bin, zufrieden seyn, wenn er es wagen dürfte, vorgestellt zu werden! Ich fühle mich selbst nur einen sehr geringen Schüler gegen diesen Naturmeister." — Die Königin, aufmerksam gemacht, ließ bald auch Don Manuel Godoi in ihren Gemächern erscheinen. Diese Einführung hatte Manuel durch den zufälligsten aller Zufälle seinem Bruder Ludwig zu verdanken gehabt, und er wußte den ersten Eindruck zu benutzen. Spiel, Gesang, das ganze äußere Wesen, welches an die Troubadaurs u. s. w. erinnerte, bezauberte die Königin von Spanien so, daß sie ihn an ihre Hofhaltung zog, und für seine Beförderung zu sorgen bemüht war. Talent und bescheidene Schönheit hatten ihr den jungen Mann gewonnen. — Der ältere Bru=

Ludwig, durch seine Empfehlung Don Manuels von der nähern Verbindung mit dem Hofe zurückgebracht, wurde übrigens nicht vergessen. Er starb im Jahr 1801 als General-Gouverneur von Kastilien. Für seine Beförderung hatte also die königliche Familie gesorgt gehabt.

Don Manuel Godoi, bald entschiedener Günstling der Königin, wurde dem König Karl IV. vorgestellt. Merkwürdig ist diese Vorstellung, wenn man die Grandezza des Hofes, wo selbst Grand's zurückgewiesen werden, erwägt; der Intrigue der Königin und ihrem gewaltigen Einfluß mogte es gelingen, ein seit der Regierung der Bourbonen unerhörtes Beispiel zur Ausführung zu bringen. Nachdem König Karl mehrere Male und lange sich mit Don Manuel im Kabinet unterhalten gehabt, ernannte er ihn bald darauf zum Erstaunen der ganzen Soldateska zum Major des Garde-Leibregiments, dessen Obrist der König selbst ist. Der große Einfluß des Don Manuel Godoi am Hofe der beiden Kastilien war hierdurch entschieden, denn diese Leibgarde begleitet den Hof, mag er in Madrit, in Aranjuez, oder in einem andern der vie-

len königlichen Lustschlösser der Provinzen sich aufhalten, und daß troß dem strengen Hofetiquett der Major der Leibgarden, deren Obrist der König selbst ist, alle Thüren öffnen kann, liegt zu Tage. König Karl etwas nachgiebig gegen seine Gemahlin, that an dem ihm empfohlnen Günstling noch mehr. Wir sehen Don Manuel Godoi bald mit Sitz und Stimme in dem geheimen Staatsrath, worüber die Klügeren nicht erstaunten, sondern nur lächelten, weil sie wußten, daß der Emporkömmling, mit allen, zu so hohem Amt nothwendigen Vorkenntnissen armselig besteuert, im Staatsrath nur Figurant seyn könne. Und so war es anfänglich; allein Wille und Geist durchreißen die Schranken der Form. Bald bemächtigte sich Don Manuel der Meinung des Staatsraths durch die Gewandheit seiner Rede, durch seine ansprechende Präsentation, welche oft mit vieler Dreistigkeit im Auftreten verbunden war, und was bei diesem politischen Wirken an eigner Wissenschaft und Kunde ihm abging, wurde an dem Hof der Königin Louise Marie, welche nicht unbedeutenden Einfluß auf die Verwaltungsgeschäfte der Regie-

rung hatte, zugeflüstert. An jener glücklichen Dreistigkeit, welche man Präsentation nennt, fehlte es ihm nicht, und dieses wohlstudirte Wesen gilt dann oft den befangenen Köpfen, den bescheidnen oder furchtsamen Gemüthern als eine Ueberlegenheit des Geistes, als ein überschwenglicher Reichthum von Wissen. So gewann denn auch Godoi mit seinen sehr geringen Vorkenntnissen bald große Autorität im Staatsrath, und schwang sich zu dem entschiedenen Günstling König Karls des Vierten empor. Unbestreitbar ist es aber übrigens auch, daß er bei hellem, regem Kopf und regem Willen durch eignes Studium und unermüdeten Fleiß in den innern und äußern Verhältnissen des Madriter Hofes bald besser Bescheid wußte, als mancher im Staatsrath ergraute Grand. Er wirkte nun auch mit vielem Erfolg für die Krone; gegen die Feinde der Opposition, welche sich auf ihn warfen, war er geschützt. Die Kortes (Reichsstände) waren ihm nicht gewogen, aber sie mußten seine Konsequenz und lebendige Thätigkeit achten.

Als die Französische Revolution ausbrach, wurde seine Stellung am Spanischen Hofe, wenn

auch nicht mißlich, doch bedeutend, und suchte ihren Mann. Durch die rothe Mütze in Paris fürchteten alle Throne Europens in ihren Grundfesten erschüttert zu werden; und der Spanische Hof mußte um so besorgter seyn, nachdem die Französische Regentenfamilie in unwürdige Gewalt eines noch unreifen Volksgerichts gegeben worden, weil theils die Könige von Frankreich auch Bourboniden sind, theils das südliche, an Spanien gränzende Frankreich ein Nachbarland ist, und der Spanier aus den Zeiten der Mauren denselben Freiheitssinn trägt, wie der Franzose auf dieser Seite unter den Pyrenäen. — König Karl IV. von Spanien nahm zuerst seines nahen Verwandten, des unglücklichen Ludwig XVI. sich an, entzündete aber durch seine Verfahrungsart dabei die Gemüther in Frankreich noch mehr, und trug dadurch, wenigstens mittelbar, viel dazu bei, daß nachher die Wuth der Franzosen einen Schauder erregenden Grad der Höhe erreichte. Er ließ zunächst in anmaßendem Ton durch außerordentliche Gesandte der Nationalversammlung Vorstellungen der Beschwichtigung machen, und drohete dabei im Fall

der Verweigerung oder auch nur der Verzögerung mit einem Kriege gegen das rebellische Volk der Franzosen. Alle Vorträge der Spanischen Gesandten wurden von den Freiheitsstürmern mit mehr als bitterm Spott, sie wurden mit stark zu bezeichnender Unhöflichkeit zurück gewiesen, und König Karl wollte zuerst nun offenkundig das Pannier des Krieges zwischen Monarchie und Volksfreiheit aufpflanzen. Alle Unterhandlungen mit dem neuen Frankreich zerschlugen sich; König Karl begehrte jetzt Krieg. Im Staatsrath waren über das — für — und — wider — sehr lebhafte Debatten, und besonders war es Graf von Aranda, der dem Könige die Unzuverlässigkeit eines Krieges gegen Frankreich wahrscheinlich zu machen suchte. Die Gründe des Aranda sind einfach. Er sprach nur davon, daß die Spanische Armee jetzt nicht disciplinirt sey, daß sie nicht in einem schlagfertigen Zustande sich befinde, und daß der Schatz zu wenig Kräfte habe, eine nothwendig-zahlreiche Armee jenseits der Pyrenäen erhalten zu können; der Widerstand werde groß seyn, und aus andern Revolutionskriegen wisse man be-

reits, wie ermüdend und gefahrvoll das Widerstreben sey. Don Manuel Godoi hingegen war hier der erste, der, die königliche Parthei vertheidigend, den Krieg mit den Neufranken für nothwendig erklärte, und mit einer Armee von 60,000 Mann, meinte er, über die Pyrenäen geführt, sey das jetzt fessellose Volk auch bald wieder in Zucht und Ordnung gebracht, und die Rechte der Monarchie neu gesichert; Frankreich liege im Bürgerkrieg, eine reguläre Armee von 60,000 Mann sey daher unbedingt von entscheidendem Einfluß u. s. w. Seine Gründe, mit welchen er sehr lebhaft die Sache vertheidigte, fanden bei der königlichen Parthei großen Beifall, und man hielt den Krieg schon für entschieden. — Da erhob Graf Aranda, jetzt Chef der Opposition der Kortes sich wieder; selbst unzufrieden damit, daß der junge, namenlose Godoi in eine so ehrenwerthe Versammlung geschoben war, und jetzt sogar es wagen wollte, bei der wichtigsten Sache des Reichs kurzweg abzusprechen, widersprach er mit Bitterkeit in der Rede, webte mehrere Anspielungen der Persönlichkeit ein, und sogar solche, welche das kö-

nigliche Ansehn beleidigen mußten. Der König unterbrach ihn auch in der Rede, sprach sehr gebietend und im Ton der Spanischen Könige; er hob die Sitzung sogleich auf.

Kaum war der Graf Aranda in seinem Hôtel wieder angelangt, der Folgen seiner freien Rede gewärtig, als ein Gardekapitän bei ihm erschien, ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, welches der Graf als Staatssekretär hatte, abforderte, und ihm den Befehl des Königs brachte, unverzüglich die Hauptstadt zu verlassen, und sich auf seine Güter in Arragonien zu begeben. Die Beleidigung mußte aus Anspielungen auf sehr zarte Verhältnisse geworden seyn, denn Aranda war früher des Königs Liebling gewesen, und konnte die Beleidigung offenkundig gemacht werden, so würde der Spanische König auch nicht versäumt haben, strengere Rache zu üben. Aranda ging nach Arragonien ab, nachdem ihm die Abschiedsaudienz verweigert worden. — Gleich am folgenden Tage (15. Decbr. 1792.) wurde Godoi an Aranda's Stelle zum Erstaunen der ganzen Hauptstadt als neuer Staatssekretär vom Hofe ange-

kündigt und bald darauf erschien er als Premierminister unter dem Titel eines Herzogs von Alcuida. Diese außerordentliche, schnelle, nie erhörte Erhebung eines Emporkömmlings, eines vormaligen Lautenspielers in den Gemächern der allgemein nicht beliebten Königin, beleidigte das ganze Spanische Volk, besonders die stolzen Grands, und Godoi wurde ein Gegenstand allgemeinen Hasses, um so mehr, da er wenig dazu that, seine Gegenpartbei für sich zu gewinnen. — Erst als der König Ludwig XVI. von Frankreich, aus dem Hause Bourbon durch Volksgewalt auf die Guilotine geschleppt und zum Entsetzen von ganz Europa hingerichtet war, setzte Spanien seine Kriegesanlagen jenseits der Pyrenäen ernsthafter fort. Allein König Karl hatte bereits bemerkt, daß die vorerwähnten Gegenvorstellungen des Graf Aranda ihren Grund fanden, und im allgemeinen dem Kriege abhold, suchte er mit dem neuen Frankreich dennoch Friedensunterhandlungen wieder anzuknüpfen, obschon an einem der nächsten Verwandten seines königlichen Hauses der große Unbill geschehn. Barrere, damals Chef der

auswärtigen Angelegenheiten in Paris, wies die Friedensvorschläge des Madriter Hofes jetzt noch in einem unbescheidnern Ton zurück, als vorhin. An Englands Sache sich eng anzuschliessen, war die übelste Maßregel, welche Spanien ergriff, wie die Folge lehrte. England hatte den Pillnitzer Verein der Monarchen (27. August 1791) zu bewirken gewußt; und Spanien erschöpfte nun seine Landmacht gegen Frankreich, als seine Flotten, welche bei dem immer mehr konstitutionirten Reich auch immer mehr ein Gegenstand der Aufmerksamkeit wurden, nach und nach in Verfall kamen. — Das Zürnen der Spanier über diesen Krieg, dessen schädliche Folgen sichtbar waren, drang, da es immer lauter geworden, zu den Ohren des Königs und seines Günstlings. Er leitete die diplomatischen Angelegenheiten, und sein Werk war es, daß im Jahr 1795 der Separatfriede zwischen Spanien und Frankreich zu Stande kam. Jene starken Verluste zu Lande und auf dem Meere, und das Doppelsinnige, dem allgemeinen Interesse widerstrebende Benehmen der Verbündeten, einer gegen den andern, hatte

dem König Karl die volle Ausgleichung mit Frankreich schon lange sehr wünschenswerth gemacht; doch die Bedingungen des Friedens waren dem stolzen Spanier sehr zuwider, und brachten das Volk noch mehr gegen das Organ des Königs, gegen den Unterhändler Godoi, auf. Die Koalition der Monarchen äußerte ihren Unwillen laut, und man verstreute das, vielleicht nicht von aller Wahrheit freie Gericht, Godoi, der selbst zu dieser Zeit mehrere Male in Frankreich gewesen, habe zu gefährliche persönliche Bekanntschaften mit den dortigen Obern, deren Intriguen er nicht durchschauen konnte, gemacht. England fand sich bei diesem Separatfrieden am mehrsten getäuscht, denn es verlor nun einstweilen seinen unmittelbaren Einfluß auf die Pyrenäische Halbinsel, und der Feind konnte den Briten eine größere Waffenmacht entgegen werfen. Der Spanische König hingegen war mit dem Abschluß und dem Vermittler so zufrieden, daß er ihn zum Friedensfürst *)

*) Principe de la paze, Fürst des Friedens, ist keine Staatswürde, sondern eine Ehrenbenennung, die wahrscheinlich aus dem Kabinet der Königin kam.

zum Grand von Spanien erster Klasse ernannte, ihm Güter schenkte mit einer jährlichen Revenüe von 60,000 Piaster, und außerdem ihm den größten Orden des Reichs, den des goldnen Vließes, überreichen ließ. Dieser Orden ist von dem Stifter reich dotirt, und bei der Theilung des großen Fränkischen Reichs kam auf Spanien eine geschlossene Anzahl von zwölf Rittern, welche allein in den Besitz, die Vorrechte und den Genuß dieses Ordens kommen konnten. Ohnerachtet jetzt keine Vakanz vorhanden, ernannte der Großmeister, König Karl, ohne ein Kapital zuzuziehen, zum höchsten Verdruß der Großen des Reichs, den Liebling des Hofes, Don Manuel Godoi zum dreizehnten Ritter.

Don Manuel nahm diese neue unerhörten Auszeichnungen königlicher Huld als einen nothwendigen Triumph, der seinen Verdiensten um die Krone gebühre, an. Das Portefeulle der auswärtigen Angelegenheiten war ihm, dem neuen Prinzen, geblieben, und im Vertraun des Hofes festgestellt, behandelte er dieses wichtigste der Staatsgeschäfte immer mit mehrerer, freierer Willkühr. Der frühere Argwohn der Grands,

überhaupt der Kortez gegen ihn, daß er für die Sache Frankreichs aus Gründen, die in das Bösartige ausgelegt wurden, sich sehr verwende, befand sich bald bestätigt. Natürlich mußte Frankreichs Politik alles mögliche anwenden, nachdem es Spanien von der großen Koalition abgerissen, es nicht in einer gefährlichen Neutralität neben sich zu erhalten, sondern es zu sich herüber zu ziehn. Don Manuel Godoi unterzeichnete auch schon am 19. August 1796 im Namen Se. Spanischen Majestät ein Schutz- und Trutzbündniß mit der Französischen Republik, zu Wasser und zu Land. Schnell mußte dieser unreifen, unweisen Politik die schädliche Wirkung zum Nachtheil des Spanischen Volkes nachfolgen. Die Engländer, bei weitem vorherrschend auf dem Meer, störten den ganzen Spanischen Handel mit freudiger Schnelle und mit gutem Vortheil für Britische Kaufleute; die Englischen Flotten schnitten die Verbindung des Spanischen Mutterlandes mit seinen reichen Kolonien ab; Großbritannien sandte dann seine Kreuzer aus dem Mittelländischen Meer in alle Gewässer des Südmeers, und suchte überall die

Spanische Flagge auf, die Schiffe für gute Beute zu erklären. Zwar war ganz Europa, selbst die Verbündeten Englands mit diesem Verfahren der Briten unzufrieden, und nannten es völkerrechtswidrig; allein der große Seestaat rechtfertigte sich durch seine Gesandten bei den verbündeten Höfen und den Neutralen damit, wie es einer Kriegserklärung gegen Spanien nicht bedürfe; indem der Spanisch-Französische Separatfriede als Spanische Kriegserklärung gelte. Ohne bei weitern Debatten der Kabinette sich aufzuhalten, hatte jetzt England ein leichtes Spiel, sich in den Spanischen und Französischen Kolonien leichter auszubreiten und sicherer fest zu setzen. — Das schlimmste für den Spanischen Hof war bei dem allen, daß er bei dem Durchstreichen aller Meere von Britischen Flaggen nun die aus seinem Amerika von dem Spanischen dortigen Reichthum keine Goldstangen und Silberbarren mehr erhielt, welche Spanien meist erhielten, ihm Glanz und Stolz gaben, und welche jetzt um so wünschenswerther seyn mußten, da die neue Verbindung mit der Französischen Republik außerordentliche Ausga-

ben, besonders bei der Marine, nothwendig machte. Die Spanier mußten den schnellen Verfall des Reichs mit einer furchtbar drohenden Bitterkeit empfinden; Don Manuel Godoi war als die nächste Zielscheibe ihrer Wuth, wenn diese ausbräche, verzeichnet; alte Gewöhnung verwahrte der königl. Gewalt noch die Unverletzbarkeit ihrer geheiligten Rechte. — Godoi achtete noch immer nicht auf die zunehmende böse Stimmung des Volkssinnes, ob er gleich davon wohl unterrichtet war.

Sein Pallast, der schönsten einer in ganz Spanien, war ein Haus überschwellender Lust und Asiatischer Pracht. Jetzt wurden auch die Prinzen von Hause seine entschiedenen Feinde, und lehnten sich an die Parthei der Mißvergnügten; denn es empörte sie, bemerken zu müssen, daß dieser, aus dem einflußreichen Kabinet der Königin hervorgeflatterte Emporkömmling einen Glanz um sich verbreitete, dem Spanische Prinzen es bei weitem nicht nachthun konnten, und daß er, gleich an unterwürfigen Vasallen, an ihnen vorüberging. Um so stolzer und anmaßender gegen sie wurde er, als er dies bemerkte.

Geheime Motive hatte diese indignirende Keckheit; er war der Gunst und des Schutzes des Königs und der Königin dauernd gewiß. Lästerliche Gespräche gingen darüber unter den Bürgern der Hauptstadt umher, wie dies in allen Hauptstädten der Fall ist.

Godoi kannte den Plan der Gegenparthei; erst Friede mit England; dann Sturz des Godoi, der nicht mehr so schwer war, wenn die politischen Verhältnisse mit Frankreich, die er allein kannte, abgebrochen worden. — An der Spitze der Gegenparthei stand Ferdinand Prinz von Asturien und also Thronfolger. Dieser wurde von seiner Parthei bestürmt, dem König Vorstellungen zu machen, wie die wahre Lage der Dinge sey, wie das Heft der Regierung in die unglücklichsten Hände gegeben worden, und daß, wenn man auch die härtesten Aufopferungen machen müsse, ein schneller Friede mit England doch allein das wenige erhalten könne, was die schimpfliche Verbindung mit Frankreich zurückgelassen. Der Prinz von Asturien, welcher seit der Spannung entfernt von dem Hoflager lebte, begab sich dorthin. Godoi aber wandte allen sei-

nen Einfluß an, die bezweckte Unterredung Ferdinands mit dem Könige zu verhindern; in seinem eignen Pallast sah sich der Prinz von Godoi's Kreaturen bewacht, und er verließ, der schimpflichen Behandlung überdrüßig, die Hauptstadt wieder, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. — Folgendes gehört hieher. Der Erbprinz von Parma und Piacenza, Ludwig, kam nach Madrit, sich mit der Infantin Marie Louise zu verloben, welche ihm sehr nahe verwandt, da die Königin Louise Marie eine Prinzessin von Parma ist. — Alle Prinzen von Hause und Hofchargen machten zuerst ihre Aufwartung bei dem Angekommenen, und der Erbprinz konnte wohl erwarten, daß der Friedensfürst ein gleiches thue. Allein es geschah nicht, und auf dringende Veranlassung der Königin ließ der auf seinen Rang stolze Erbprinz sich bequemen, zuerst bei dem Günstling vorzufahren, und ihn zu begrüßen. Gleich darauf machte Godoi das Gegenkompliment, und der Prinz ward von der Artigkeit und feinen Gewandheit des Friedensfürsten nun so eingenommen, daß er zur Zufriedenheit der Königin und des Königs ihnen dies

offen erklärte. Dieses unglaubhaft scheinende Imponiren des Friedensfürsten erregte neues Aufsehn, und man erstaunte, wie ein Nachkomme Heinrich des Vierten zuerst sich um die Gunst Godoi's habe bewerben können; allein auch dieses Hofgespräch ging, wie so viele andere schnell vorüber, sobald ein lustigeres es verdrängte.

Uebrigens wußte er auch die kleinen Vortheile seiner unumschränkten Gewalt zu benutzen. Besonders Madrit sprach immer lauter, und lästerte darüber, daß er die Stellbesetzungen mit seltener Unverschämtheit sich abkaufen lasse; unter anderm warf man ihm vor, daß er bei Stellbesetzungen nicht das wahre Verdienst auszeichnete und erhob, sondern sehr oft da mit seiner Begünstigung bereit war, wo schöne Frauen für ihre Männer um eine Staatsstelle sich bewarben. — Josephine Tuda kam mit ihrem Vater, einem alten gedienten Offizier, der sich um die Krone verdient gemacht, nach Madrit. Der Vater, erschöpft und ermüdet im Felddienst, bewarb sich um einen Garnisondienst, sollicitirte vergebens sechs Monate, eine Audienz bei dem Friedensfürst zu bekommen. Jetzt sagte ihm ein

Kämmerling im Vorzimmer, halb im Scherz, halb im Ernst: Sennor! bringen Sie Ihre Tochter mit, lassen Sie diese für den Vater bitten, und Ihr Gesuch wird von Erfolg seyn. Der Offizier folgte diesem Wink, ohne Betrug zu ahnen. Die Tochter erschien, und wurde in das Kabinet Godoi's geführt. Ihr Gesuch hatte Früchte getragen. Der Vater wurde gleich zum Gouverneur des königl. Lustschlosses Retiro ernannt, und der Friedensfürst fand diesen Aufenthalt so angenehm, daß er dort den neuen Gouverneur sehr oft besuchte, worüber denn dem Volk eine neue Veranlassung ward, über ihn zu lästern. — Seine Verbindung mit Josephine Tuda nahm indeß einen so ernsten Charakter an, daß er beschloß, Josephinen sich heimlich antrauen zu lassen. Oeffentlich es zu thun, mogte er, trotz seiner großen Gewalt, gerade wohl in diesem Punkt für allzugefährlich halten. Uebrigens aber ist diese heimliche Ehe auch nicht ungewöhnlich, nicht ganz ungültig; sie ist das, was in andern Ländern die Ehe zur linken Hand ist, wo die Frau nicht Ehefrau, sondern Hausfrau ist, und an der öffentlichen Repräsentation

des Mannes nicht Theil nimmt. Die heimliche Ehe Godoi's wurde wirklich durch priesterliche Einsegung vollzogen, und wann nicht dringende Staatsgeschäfte ihn abhielten, war Godoi täglich zu Retiro. Die Königin hatte von dieser geheimen Verbindung die kleinsten Umstände in Erfahrung gebracht; man glaubte in der Stadt, nun werde Godoi gestürzt werden; allein seine Stellung gegen den Hof blieb nach wie vor dieselbe; Godoi blieb in unangreifbarer Gewalt.

Auch die Religion und deren höchste Diener anzutasten, war ihm eine Kleinigkeit. Ganz ohnfehlbar einverstanden mit dem Französischen Gouvernement schätzte er in dem streng katholischen Spanien die Katholiken ganz und gar nicht, oder doch mindestens nur sehr lässig. Die Beschwerden darüber gingen nach Rom, und der päbstliche Nuncius ließ ihm 1797 eine Note zukommen, worin er ihm alles anzeigte, was er zum Verfall des Glaubens gethan. Die Antwort des Friedensfürsten war auffallend genug. Er sagt darin unter andern: daß der heil. Vater sich doch nicht um Dinge dieser Welt bekümm=

mern möge ꝛc., daß derselbe den Waffenstillstand mit Frankreich gebrochen ꝛc. Man murrte; doch Godoi wußte durch die Gewalt des Großinquisitors, den er wider dessen eigentlichen Willen an sein Interesse zu binden vermogte, sich durchzuhelfen. — Mit dem Französischen Minister war er sehr einverstanden, und schlug auf dessen Instigation dem Könige vor, Portugal in Krieg mit Spanien zu verwickeln, um es dann hinzunehmen. Die Politik Frankreichs bei diesem Vorschlag war zu durchschauen; es wollte schon damals dadurch Gelegenheit nehmen, eine Truppenstraße über die Pyrenäen sich zu bilden. Dies ist das einzige Mal, wo man weiß, daß der König sogleich und entschieden den Vorschlag des Ministers verwarf.

Im Jahr 1800 begleitete er die königl. Familie nach Andalusien. Das Volk schien sich an sein Unglück schon gewöhnt zu haben. In Cadiz knüpfte er eine neue Intrigue mit einer Donna von 17 Jahren an, und Versprechungen, Eitelkeit, Glanz und sein einnehmendes Wesen gewannen ihm die Frauengunst der stolzen Spanierin. Ihrer weiter zu genießen, verheirathete

er sie an einen von ihm abhängigen Oheim, der schon sehr alt und fast blind war. Der Oheim wurde aber nach der Vermählung so eifersüchtig, und hielt die junge Frau in so strenger Spanischer Aufsicht, daß die Ehe sehr unglücklich war. Die Sennora war auf einmal verschwunden, wahrscheinlich durch Godoi entführt, und man hat nichts wieder von ihr erfahren. — Der König ging in seinen Gunstbezeugungen noch weiter. Er beschloß, dem Friedensfürst die Tochter seines Oheim Ludwig, in geheimer Ehe mit Donna Vallabriga geboren, zu vermählen, um ihn so in die königl. Familie einzuführen, wenn auch die Braut den Rang der Prinzessinnen nicht hatte. Fabelhaft erscheint es, wenn man erfährt, daß, um bei den Spaniern dieser Vermählung einen Anstrich des gleichen Standes zu geben, Genealogisten auftraten, welche unbestreitbar bewiesen, daß Godoi von Montezuma abstamme, und daß der König also gar nicht in einer Mißheirath die Tochter eines königl. Prinzen dem Vetter des Kaisers von Mexiko gebe. Hauptsächlich mit, ihn von Josephine Tuda abzubringen, soll diese Vermählung in dem kö-

niglichen Hausrath beschlossen gewesen seyn. Die kirchliche Zeremonie der Vermählung Godois mit der Tochter des Infanten Ludwig weigerten sich die Kardinäle Depuiz und Lorenzana zu verrichten, weshalb sie sogleich verwiesen wurden, und nach Rom gingen, dort ihre Beschwerden geltend zu machen. Kardinal Semmanat, Patriarch von Indien, war fügsamer, und weihete die Ehe in der Schloßkapelle in Gegenwart der ganzen königl. Familie. Die Braut war funfzehn Jahr und von bezaubernder Schönheit; ein Impuls mehr für den Friedensfürst, einen schändlichen Verrath an Josephine Tuda zu begehen. Am Abend vor der Vermählung stürzte sie, von Retiro hereingekommen, an den Pallast des Don Manuel, und rief laut: er ist mein Ehemann, der Vater meiner Kinder! Die Gerechtigkeit Gottes und der Menschen muß mich schützen! — Im wilden Wahnsinn wollte sie zu Godoi hinein. Sie ward zurückgehalten, bald entfernt und besänftigt. Ihre Sache wurde so schnell vergessen, als sie selbst. In Retiro war sie nachher nicht mehr. — — — — Bonaparte Napoleon, jetzt erster Konsul der Fran=

zösischen Republik, welcher schon jetzt die politischen Plane deutlicher entfaltete, die von dem Direktorium angelegt waren, wünschte nun dringend den offnen Streit zwischen Spanien und Portugal. Er sandte daher seinen Bruder Luzian, einen Mann von seltener Beredungsgabe, als außerordentlichen Botschafter an den Hof von Madrit, um seinen Zweck zu erreichen. Die raschen Konferenzen Luzians mit dem Friedensfürst, und des letztern dauernde Gewalt über den Monarchen bewirkten auch, daß König Karl zur Kriegserklärung gegen Portugal sich bestimmen ließ, und also sein früheres politisches System in dieser Hinsicht änderte. Er war der Meinung, daß da Frankreich jetzt auf einer so großen Höhe der Macht stehe, für Spanien dieser Krieg nur vortheilhaft seyn könne. Der Vorwand zur Kriegserklärung war leicht gefunden, nemlich der, daß Portugal mit Spanien und Frankreich nicht gemeinschaftliche Sache gegen den allgemeinen Feind, England, mache, und in gefährlicher Neutralität seine Kräfte sammle, während man diesseits sie erschöpfe.

Godoi wurde zum Generalissimus ernannt, und General Uranzia sollte in diesem (ersten) Portugiesischen Kriege unter ihm befehligen. Dieser lehnte es ab, und ward dafür nach Biscaja verwiesen. Einen Theil der schnell nach Portugal aufgestellten Truppen befehligte nun der nachher an der Deutschen Küste rühmlichst bekannt gewordene Marquis de la Romana, und 8000 Franzosen eilten über die Pyrenäen als Succurs herbei. Luzian Bonaparte war unterdeß in Madrit geblieben, und die Franzosen hatten ihren Plan, sich den Uebergang über die Pyrenäen zu verschaffen, erreicht. Der Französischen Hülfe bedurfte es übrigens jetzt nicht. Denn Godoi rückte schnell in Portugal ein, und hatte die Galanterie, der Königin von Spanien den ersten auf der Portugiesischen Gränze abgebrochnen Lorbeerzweig zu senden, und der Kurier mußte so rasch reiten, daß er in 8 Stunden 40 Lieues zurücklegte, damit der Zweig ganz frisch ankomme. — Der Krieg in Portugal wälzte sich schnell mit Sieg auf Sieg der Spanier bis in das Herz des Landes, und die Portugiesen leisteten geringen Widerstand, ohnfehl-

bar auf Veranlassung geheimer, höhern Orts gegebener Instruktionen, indem die Höfe beiderseits den ihnen abgedrungenen Krieg bald zu beenden glaubten. Allein Godoi, in das Französische Raubsystem ganz eingeweiht, ging plündernd vor, bis auf Veranlassung eines sehr rührenden Briefes der Prinzessin Charlotte an ihren Vater, König Karl dem Friedensfürst Befehl gab, die Feindseligkeiten einzustellen. Der Friede wurde auch schnell geschlossen, aber unter sehr harten Bedingungen für Portugal. So gab unter anderm die Prinzessin Charlotte ihren Juwelenschmuck her, in dessen großen Werth Luzian und der Friedensfürst sich theilten. Als er nach Madrit zurückkehrte, ward er von neuem mit Ehren überhäuft, erhielt jährlich 100,000 Piaster Zulage von der Krone, der König ernannte ihn zum Generalissimus zu Lande und zu Wasser, also zum Großadmiral von Kastilien, und er erhielt eine eigne, für ihn ganz besonders errichtete Ehrengarde. Dieser erste Krieg zwischen Spanien und Portugal ist fast aus den Blättern der allgemeinen Geschichte als einflußlos verschwunden; nur die für Spanien

nachher so verderbliche Folge der Militärstraße über die Pyrenäen hat er zur Folge gehabt; so viel Nachtheil erhielt übrigens Portugall außer den andern Aufopferungen daraus, daß es eine Friedensbedingung mit war, gleichfalls gegen die erste Koalition sich zu rüsten. — In Gefolge des Lüneviller Friedens zwischen Frankreich und Deutschland abgeschlossen (9. Febr. 1801) schloß auch Spanien den Londoner Separatfrieden (1. Octbr. 1801) ab, wodurch freilich die Insel Trinidad an England verblieb, Minorca aber an Spanien wieder zurück gegeben, und die Räumung der übrigen Spanischen Kolonien versprochen wurde. Dieser kurze Friede, der eigentlich nur ein langer Waffenstillstand zu nennen, beruhigte unterdeß das Spanische Volk, denn der Handel war wieder offen, und die Meere nicht mehr feindlich mit Englischen Schiffen belegt.

Godoi, ein verwöhntes Schooßkind des Glücks, vernachlässigte die Königin, die ihn so hoch erhoben. Er erfuhr, daß sie Geschmack an einem jungen, schönen Mann, Mallo, finde. Er suchte, die Folgen erwägend, denn er stand

auf Spanischem Boden, entgegen zu wirken. Eines Tages stand er mit dem König und der Königin auf einem Balkon des Pallastes, und Mallo fuhr in einer schönen Equipage vorbei. — Wer ist der junge, schöne Mann? — fragte der König. — Ein Amerikaner, gnädiger Herr. — Er muß sehr reich seyn. — Nein, mein König, das ist er nicht, aber er hat sich an eine alte Dame verkauft, welche ihm so viel zusteckt, daß er diesen Pomp führen kann. — Ist sie verheirathet? — Ja, mein König, und sie hat liebenswürdige Kinder. Nun, dann sind sie beide nichtswürdig. — Damit endete die Unterredung, und auf geheime, unmittelbare Ordre des Königs, deren Vollstrecker Godoi war, ergriff man den Mallo, ihn nach Amerika zurück zu bringen. Die Königin, der nichts entging, ließ durch geheimen Befehl in Ossuna ihn zurückbehalten, wo er bei dem Bischof eine sehr gute Aufnahme fand.

Der Spanische Hof verließ seit dem unglücklichen Traktat von Ildefonso immer noch die Französische Parthei nicht, ohneractet durch die Konvention (Madrit, den 21. März 1801) auch

Louisiana abgetreten war, und zwar an Frankreich. Als England den im Gefolg des Lüneviller Friedens mit Frankreich abgeschlossenen Separatfrieden bald brach, und die Feindseligkeit zur See wieder anfing, unterhandelte der Französische Kaiser sogleich durch Godoi mit Spanien wegen Succurses; man zögerte am Madriter Hofe mit schneller Verwilligung, um das Volk im Zaum zu halten. Da erschien vom Französischen Kaiser eine donnernde, drohende Aufforderung an Spanien, und Godoi schickte seinen Vertrauten, Eugen Isquierdo, nach Paris, um mit dem General-Lieutenant der Französischen Armee zu unterhandeln. Die Unterhandlung fiel dahin aus, daß Spanien an England den Krieg erklärte, unter dem Marquis de la Romana ein besonderes Korps von 6000 Mann der auserwähltesten Völker als Beistand schickte, und daß es eine Marine von funfzehn Linienschiffen zu der Französischen Flotte stoßen zu lassen versprach. Die Spanische Kriegserklärung gegen England erfolgte unter dem 12. Decbr. 1804. Alles war Werk des Friedensfürsten, und kurz davon zu reden, die Spanische Flotte von funf-

zehn Linienschiffen, befehligt vom Admiral Gravina, und vereinigt mit der Französischen Flotte, ward am 2. October 1805 bei dem Kap Trafalgar von der Britischen Flotte unter Befehl des tapfern Contre-Admiral Nelson gänzlich zerstört, gleich jener Armada des König Philipp II. von Spanien. Der Landfriede zwischen Frankreich und Oestreich (26. Decbr. 1805) entschädigte Spanien nicht, vielmehr erforderte der dauernde Seekrieg noch blutige Opfer.

Die Sachen wurden nun immer bunter. Der Prinz von Asturien war jetzt Wittwer, und der Französische Gesandte Beauharnais am Spanischen Hofe ließ durch Godoi's Vermittelung ihm vorschlagen, eine von Napoleons Verwandtinnen zu heirathen. Prinz Ferdinand lehnte diesen Vorschlag gegen den Friedensfürsten etwas ungestüm ab, bediente sich dabei sehr empfindlich-beleidigender, drohender Ausdrücke, und Godoi ließ sich so etwas nicht vergeblich sagen. Er verleumdete den Prinz von Asturien bei dem König, und im October 1807 ließ der König bekannt machen, und gab Befehl zu der Verhaftung Ferdinands. Es geschah, und zwar

mit Spanischer Strenge. Die Spanier, empört darüber, schrieben auch dieses neue Unbill dem Friedensfürsten zu; und er bekam anonyme, drohende Briefe, Pasquille über ihn und boshafte Kupferstiche roullirten; die härtesten Verwünschungen wurden vor seinem Pallaste ausgerufen. Jetzt fing Godoi doch an, Gefahr zu fürchten, und machte den Mittelsmann der Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Zwar gelang diese, Ferdinand wurde in Freiheit gesetzt, allein Godoi nahm sich dabei so doppelseitig, daß er die Stimmung des Volks gegen ihn, nicht gewendet hatte. — Um diese Zeit hatten durch Godoi's Mitwirken der Spanische und der Französische Bevollmächtigte, Isquierdo und Duroc zu Fontainebleau (den 27. October 1807) eine Konvention, die Theilung Portugalls betreffend, geschlossen. Hiernach sollte das Königreich Etrurien mit Frankreich vereinigt, Portugall gemeinschaftlich erobert werden, der junge König von Etrurien, Enkel des Königs von Spanien, davon die Provinz entre Minho y Dauro unter dem Namen eines Königreichs Nordlusitanien zur Schadloshaltung für Etru-

rien haben, die Provinz Alentejo aber sammt Algarbien dem Friedensfürsten als souveränen Fürsten von Algarbien zufallen, und das Uebrige zu weiterer Disposition beider Theile bleiben.

Der Französische Betrug enthüllte sich. Die Straßen über die Pyrenäen waren nie leer von Französischen Truppen, welche Spanien nun nothgedrungen in seine Festungen aufnehmen mußte. Dieses Hineinschleichen in die Herzadern Spaniens geschah von Frankreich ab mit einer das Völkerrecht beleidigenden Frechheit. Godoi, der Stifter dieses Unheils, schmiedete den Plan, daß der Spanische Hof nach Mexiko gehen solle, dem Beispiel des Hauses Brajanza folgend. Die Gegenvorstellungen des Spanischen Gesandten Isquierdo über das ungeheuere Einströmen der Franzosen in Spanien hatten bei Napoleon kein Gehör gefunden. Er hatte den Gesandten nicht vorgelassen. Die Spanier wütheten. Die Anstalten zu der Abreise des Hofes wurden gemacht, und man suchte das Volk damit zu besänftigen, daß der König wegen seiner Verhältnisse mit den Franzosen, und um nicht in der

Würde eines Königs der Spanier beleidigt zu werden, einstweilen mit seiner Familie nach Sevilla gehen werde. Prinz Ferdinand indeß sagte bei dem Abgang aus dem Pallast zu einem Gardeoffizier, den er näher kannte: „ich scheide von Euch; der König, durch Godoi verleitet, will unser schönes Vaterland verlassen, und wir sollen nach Amerika einschiffen; aber ich kehre wieder.“ Diese Nachricht flog von Munde zu Munde, und eine schnell versammelte, durch unbekannte Hand geleitete revolutionäre Masse hinderte mit bedrohender Gewalt die Abreise der königlichen Familie.

Den 17. März 1808 attroupirte sich das Volk vor dem Pallast Godoi's und rief: „lange lebe der König und die Königin; nieder mit Godoi!“ Die Leibgarde Godoi's, 120 Mann stark, stellte sich auf, und wollte Ruhe stiften. Königliche Garden kamen auch hinzu, aber das Volk war fessellos, und die Garde Godoi's schnell niedergemetzelt. Die königl. Garden zogen sich zurück, den Pallast des Monarchen zu schützen; sie hatten aber auch jetzt von der Volkswuth nichts mehr zu befürchten. Godoi

mußte in Verkleidung flüchten, sein Pallast wurde vom Volke gestürmt und geplündert. Diese Ausschweifung hatte den erschreckten König Karl bestimmt, durch eine Proklamation vom 18. März zu abdiziren, und den Prinzen von Asturien zum König ausrufen zu lassen. „Bei geschwächter Gesundheit, hieß es darin, sey es ihm Bedürfniß, in einer südlichern Gegend zu leben."

Das Volk war dadurch noch nicht besänftigt. Es forderte durchaus Godoi selbst. Sein Pallast, die benachbarten Häuser wurden durchsucht, 36 Stunden saß er in schmuzigem Versteck, wo man ihn endlich fand, und mit wildem Jubel wurde er hervorgezogen. Man schleppte ihn durch die Straßen unter Drohungen von allen Arten Todes. Am Hofe erscholl diese Nachricht; der König und die Königin stürzten zu Ferdinand, und baten ihn, Ruhe zu stiften. Zwar hatte Godoi den Prinzen von Asturien schwer beleidigt gehabt, allein demohnerachtet eilte er sogleich selbst dem Volksgewühl entgegen. Er fand den stolzen Mann unter rohen Händen, einem elenden Tode entge-

gen sehend, mit zerkratztem Gesicht, seine Kleider zerrissen, zwei Wunden auf der Brust. Ferdinand wandte sich zu der Menge mit den Worten: „Spanier! geht aus einander; Godoi soll in sichern Gewahrsam gebracht werden. Er hat wichtige Staatspapiere in Händen, und ist mit den Staatsgeheimnissen bekannt, welches alles er mir anvertrauen muß."

Man gehorchte dem neuen König, aber mit Gemurr; doch legte sich dieses, als man gewahrte, daß Godoi in ein Staatsgefängniß gebracht wurde, und nun als ein Staatsverbrecher behandelt werden mußte.

Ferdinand unter dem Namen der Siebente, übernahm nun sofort die Regierung, bestätigte die Minister, selbst den Staatssekretär Pedro Cavallo, wenn er gleich ein naher Verwandter des Friedensfürsten war; der Herzog von Infantado ward Präsident des Raths von Kastilien und Chef der Spanischen Garden. — König Karl wollte nach Sevilla abgehen; Ferdinand zog etwas entscheidend Badajoz als künftigen Aufenthaltsort seines Vaters vor. Dieser indirekte Zwang erzeugte bei dem abgegangenen

König einen großen Unwillen, ein Bereuen seiner Abdikation, und da nach Godoi's Festsetzung die Gefahr vorüber war, so faßte König Karl den Muth, die Abdikation zurück zu nehmen. In diesem Entschluß bestärkte ihn die Königin, welche mit ihrem Sohn Ferdinand nie zufrieden gewesen. Dies geschah denn auch bereits am 21. März, und der König erklärte bei dieser Zurücknahme, daß er unter Bedrohung seines Lebens zu jener Akte der Niederlegung der Krone gezwungen worden. Er ließ von diesem Schritt den in Bajonne, hart unter den jenseitigen Pyrenäen nicht ohne Grund bereits am 15. April angekommenen Kaiser Frankreichs benachrichtigen. Die Französischen Truppen, unter Anführung des Großherzogs von Berg rückten am 23. May in Madrit ein, von welchem Tage auch Ferdinand, die Abdikation nicht achtend, seinen feierlichen Einzug hielt.

Napoleon lud die beiden Spanischen Könige, Vater und Sohn ein, nach Bajonne, wo er den Streit schlichten wolle, sich mit den Reichsständen zu verfügen. König Karl der Vierte und die Königin reiseten dahin ab, begehrten

aber vorher, den Friedensfürst in Freiheit gesetzt zu sehen. Napoleon, von dem entscheidenden Einfluß Godoi's auf die Regentenfamilie überzeugt, begehrte selbst dessen Befreiung in einem gebieterischen Ton. Die Junta verweigerte diese. Allein Murat, des Französischen Kaisers Lieutenant in Spanien, drang durch, und unter starker Eskorte wurde er bis an die Französischen Linien der Pyreyäen begleitet. Die Drohungen der Spanier gegen ihn waren fürchterlich. Am 26. April 1808 kam er in Bajonne an, wo König Karl und die Königin sich bereits befanden. Gleich nach seiner Ankunft hatte er eine Unterredung mit dem Französischen Kaiser, deren Erfolg sich bald zeigen wird.

Schwerer war es gewesen, den König Ferdinand zum Uebergang über die Pyrenäen zu bewegen. Murat und der an Ferdinand und seinen Bruder Don Carlos abgeschickte Französische Botschafter Savàry vermogten endlich die Prinzen, am 10. April Madrit zu verlassen, nachdem zuvor unter Vorsitz des Don Antonio ein Regentenrath bestellt, und nach ängstlichem

Zögern kamen die Prinzen am 20. in Bayonne an. — Der Friedensfürst hatte den Prinzen von Asturien, Ferdinand, dem Französischen Kaiser als Urheber der Unruhen in Aranjuez bezeichnet gehabt, und Godoi wurde von dem Französischen Kaiser nicht so zuvorkommend empfangen, als Savary bei seiner Beredung zugesichert gehabt. Godoi beredete die königliche Familie, daß, da sie nur unter Napoleons mächtigem Schutz wieder Ruhe finden könne, sie sich ganz in seine Arme werfen möge. König Karl ließ sich von ihm bestimmen, und verlangte von Ferdinand dem Siebenten Renunziation auf die Krone von Spanien und Indien zu Gunsten Napoleons, nachdem vorher am 3. May Godoi und Duroc Namens Karls des Vierten dem Französischen Kaiser die Souveränität über Spanien übertragen. Ferdinand weigerte sich beharrlich, wurde mit dem schmählichsten Tode im Gefängniß bedroht, und entsagte auch am 6. May. Napoleon behielt die Spanische Regentenfamilie gleichsam als Gefangene in Frankreich zurück, und setzte die Spanische Krone auf das Haupt seines Bruders Joseph.

Godoi erfuhr nun bei dem Französischen Kaiser, was man bei vielen großen Herren erfährt; sie lieben das Verbrechen und hassen den Verbrecher. Napoleon hatte seinen Zweck erreicht, und setzte Godoi's Einwirkung nun ganz aus den Augen; er bekam vielmehr die artige Weisung, Frankreich selbst zu verlassen. Nach Spanien durfte er unter keiner Lage der Dinge, die Staatsumwälzungen mogten erfolgen, wie sie wollten, wieder kommen; er ging daher nach Rom. Mit seinen Kindern aus der Ehe zur linken Hand erzeugt, die wohl erzogen wurden, ist er noch in Italien, und war nach den letzten Nachrichten am Fieber lange krank gewesen, aber bereits wieder hergestellt. Er lebt hier, man mögte sagen, in einer glänzenden Eingezogenheit.

Wenn die Angaben wahr sind, welche Spanische Blätter über das Vermögen angaben, das er aus dem Schiffbruch seines Glücks rettete: so hatte er in der nicht gar langen Zeit seines Wirkens, in kaum funfzehn Jahren, ungeheure Reichthümer zusammen gebracht. Den Spanischen Nachrichten darüber ist zwar nicht

zu trauen, allein Englische authentische Blätter nehmen sie auf. Hiernach hatte er — in Englischen Papieren 40 Mill. Piaster, in Frankreich 10 Mill., in Genua 20 Mill., in Corunna und Ferrol 10 Mill., bei Madem. Tudo (?) eine halbe Million, bei dem Großinquisitor 1 Mill., bei Espinosa 800,000, in der Banque 600,000; zusammen nach Englischer Berechnung 18 bis 19 Millionen Pfund Sterling, die Kostbarkeiten, Juwelen und mehr als fürstlichen Besitzungen nicht gerechnet. —

Das historische Urtheil über Don Manuel Godoi kann wohl nur dieses seyn, — daß er bei glänzenden Talenten und einem lobenswerthen Ehrgeiz nicht die Vorkenntnisse, die Vorbildung besaß, welche dazu nothwendig gewesen wären, ihn in der gefährlichen Stellung am Hofe zu schützen. — Eine Rolle in der politischen Welt wird er wohl nie wieder spielen können, wieder spielen wollen. Lange Zeit Genußmensch gewesen, hat er bei einiger Ermüdung der Kräfte nur noch die Bequemlichkeit der Asiaten im Auge. Der Ehrgeiz hat ihn gänzlich verlassen, wenn dieser ihn jemals beherrschte.

Auf seinem Namen lasten in Spanien, und wie uns dünkt, nicht ohne Grund, Flüche der Lästerung. Die Spanischen Kriege mit Frankreich haben das Land um ein Menschenalter gebracht, und den größten Theil der Blutschuld trägt Godoi. Er war es, der den Französischen Legionen den Weg über die Pyrenäen zeigte, und ihnen den Weg in die obersten Gewalten der Regierung öffnete; er vermogte es, den unseligen, unheilbringenden Hader unter der königlichen Familie zu enden, zu hemmen; aber er schürte das Feuer der Zwietracht nur noch mehr an; ohne die zu Ruhm und wahren, edlen Selbstgefühl führenden, in reicher Fülle ihm dargebotene Mittel zu gutem Zweck zu benutzen, war er, umgarnt von dem Französischen Hofe, ein beklagenswerther Gesell der Betrügerei des Hofes von St. Cloud. Es gab eine Periode, wo man von ihm erwarten durfte, daß er den stolzen Spanier wieder auf seinen alten Rang großer Kraft, Würde und Freiheit bringen werde; allein, werfen wir einen Blick auf das jetzige Spanien, so ist es allermindestens in die Zeiten König Philipp des Zweiten, in die Greuel des

Fanatismus, in den Obskurantismus der Jesuiten, und in das Pabstthum zurückgestellt.

Unwürdige Despotie beherrscht eine freie, edle Nation, und die Schuld dieses Verfalls der Zeit trägt Godoi auch in der Ferne noch. Er ist mit dem, bei dem Spanischen Volk nicht besonders beliebten Madriter Hofe in lebendigem Briefwechsel, und in Rom hat er seine Parthei. — Unbeurkundete Lästerungen über ihn aufzunehmen, obschon es deren gar viele gibt, wäre unwürdig; eine Warnung aber für Emporkömlinge mag auch er seyn: der geringen Herkunft, der Nationalität, und der reinen Wahrheit und muthigen Dreistigkeit selbst vor den Thronen sich nicht zu entheben, — das blieb ihm, dem Götzen falscher Götter, fremd. Den edlen Muth der Spanier entzündete er unwürdig genug, und schlich sich dann heimlich bei Seite. Große Naturen handeln anders, und treten kräftiger, thatvoller hervor. Wir können ihn nur mit dem einzigen Wort zeichnen: „er war ein Schürzenkönig." Nicht Eitelkeitsgetändel, sondern Kraft gehört dazu, dem Sturm der Welten widerstehn zu können. Nur solche Charaktere adeln dauernd die Annalen der Geschichte.

Biel, Confirmations-Examen nach der Lehre Jesu, das zugleich als Uebersicht und kurze Darstellung dieses Hauptinhalts gebraucht werden kann, 8. 1801. 1 gr.

Desselb. Hauptinhalt der Lehre Jesu nebst den dazu gehörigen biblischen Aussprüchen, 8. 1801. 4 gr.

Desselb. Naturgeschichte für den Bürger und Landmann, 8. 1805 12 gr.

Desselb. christlicher Religions-Unterricht, besonders zur Vorbereitung der Katechumenen, 8. 1805. 4 gr.

Blätter, kritische, für die Geschichte der Epidemien und pestartigen Krankheiten, 1r Heft. broch. 8. 1805. 6 gr.

Buchhaltung, deutsche verbesserte, 4. 1805. 18 gr.

Bundschuh, Mannichfaltigkeiten aus der Geschichte und Erdbeschreibung Frankens, 2 Hefte, gr. 8. 1807. 18 gr.

Breithaupts, Feilhauer-Maschine, womit man die feinsten Feilen aller Art in kurzer Zeit verfertigen kann, mit 1 Kupfer. 1809. 8. 9 gr.

Busch, Almanach der neuesten Fortschritte in Künsten, Wissenschaften, Manufakturen und Handwerken, enthaltend die neuesten Erfindungen u. Entdeckungen von Ostern 1806 bis 1807. 12r Jahrgang. 8. 1808. 1 thl.

Ebendess. 13r Jahrgang, enthaltend die neuesten Erfindungen und Entdeckungen von Ostern 1807 bis 1808. mit 4 Kupfertaf., 8. 1809. 2 thl.

Ebendess. 14r Jahrgang, enthaltend die neuesten Erfindungen und Entdeckungen v. Ostern 1808 bis 1809, mit 4 Kpfr. 8. 1810. 2 thl.

Ebendess. 15r Jahrgang. 8. 1810. 2 thl.

Ebendess. 16r Jahrgang. 8. 1812. 2 thl.

Wer sämmtliche 5 Jahrgänge zusammen nimmt, erhält selbige für 8 thl.

Cannabich, Schulverordnung für die Stadt- und Landschulen in Sondershausen. 4. 1806. 6 gr.

Carrs, John, Beschreibung einer Reise durch Dänemark, Schweden, Norwegen und Preußen, 8. 1807. 1 thl.

*Collenbusch, der aufrichtige Volksarzt, 2 Bände, 8. 1797. 9gl.

Dilthey, moralisches Gängelband, 8. 1798. 16 gr.

Auch unter dem Titel: Moralische Erzählungen.

Dilthey und Wolfram, Magazin für Kinder, technologischen, moralischen und naturhistorischen Inhalts, 8. 1801. 8 gr.

Desselb. kleiner französischer Materialist, oder französisches Lesebuch für Lehrlinge der Kaufmannschaft, 8. 1799. 8 gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Carl, 1779-1819

Die Mitwelt oder Biographien denkwürdiger Personen und historische Gemälde der neueren Zeit

Bd.: 1

Arnstadt (1819)

Biogr.c. 240 f-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070621-0